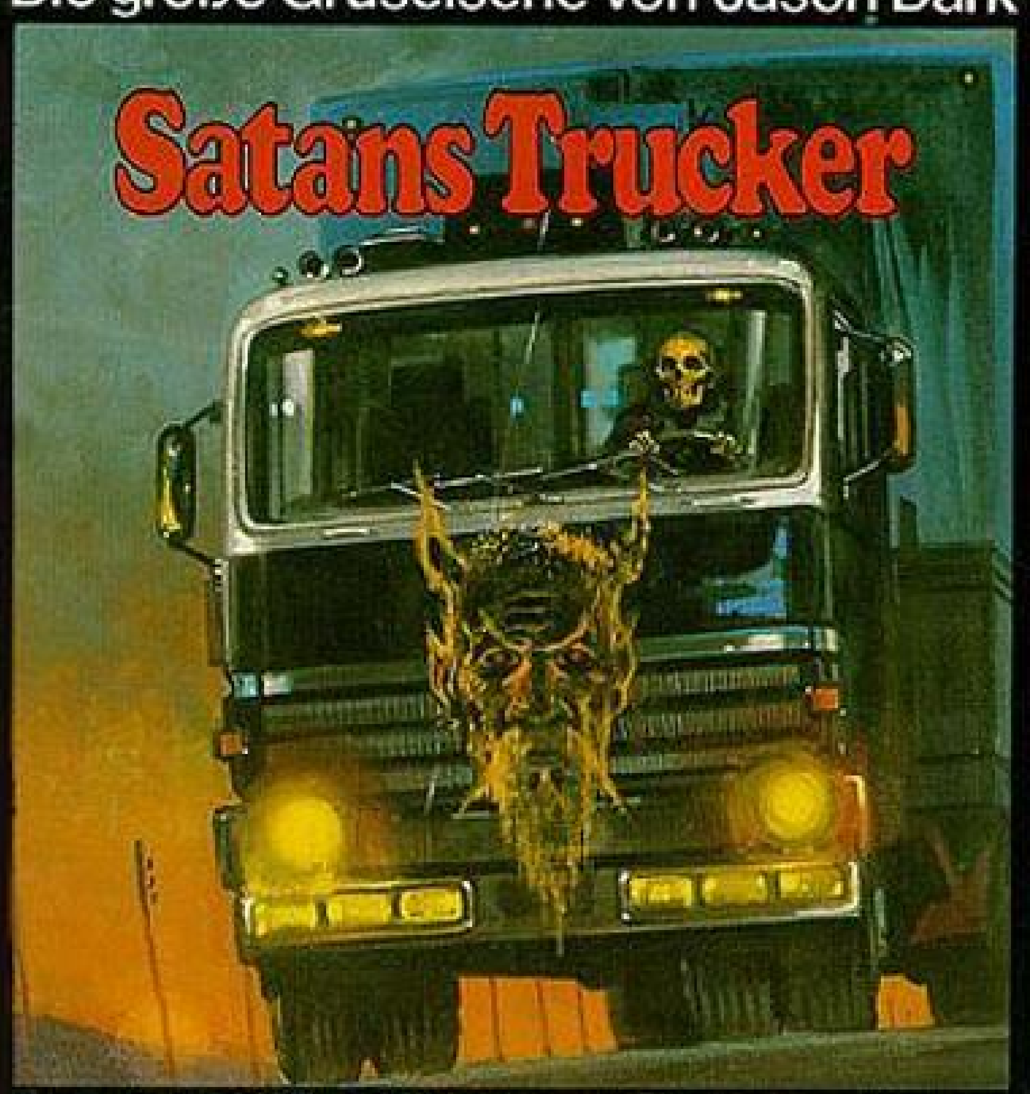
1,70 DM / Band 361
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Satans Trucker

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Satans Trucker

John Sinclair Nr. 361

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 04.06.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Satans Trucker

Als ihm das blonde Mädchen mit einem honigsüßen Lächeln die Tasse Kaffee zuschob, fielen Chuck Everett die drei Typen zum erstenmal auf. Sie lungerten neben den Automaten herum, und in der rauchgeschwängerten Luft wirkten ihre Gesichter wie zerfließende, graue Schatten. Chuck hatte sie nicht weiter angeschaut, denn er wußte, daß solche Kerle nur darauf warteten, einen Streit vom Zaun brechen zu können. Er hatte die heiße Brühe getrunken, sich noch einen Cheeseburger zwischen die Zähne geschoben und dabei auf seinem Rücken immer die brennenden Blicke der drei Typen gespürt.

Er mochte die Raststätten nicht. Sie bildeten stets eine Quelle des Lärms und ungezügelter Gewalt. Für ihn als Trucker zählte allein die Weite des Landes.

Er leerte seine Tasse, zahlte bar und drehte sich um. Bevor er losfuhr, wollte er noch die Toiletten aufsuchen. Und wieder trafen ihn die Blicke...

Diesmal von vorn. Die drei hatten ihren Standort nicht gewechselt.

Sie spielten an den Automaten, ohne überhaupt auf die sich drehenden, bunten Scheiben zu schauen. Nur für den Trucker hatten sie Blicke.

Zum erstenmal bekam Chuck eine Gänsehaut. Er war kein Angsthase und hatte so manche Keilerei hinter sich, gegen die drei würde er es schwerhaben, deshalb ging er ihnen lieber aus dem Weg.

Die Treppe zu den im Keller liegenden Toiletten- und Duschräumen lag an der entgegengesetzten Seite der Automatenwand, dort, wo der Kiosk ein großes Halbrund bildete. Da konnten sich die Trucker mit allem eindecken, was ihnen fehlte, auch mit Mädchen. Zwei Bordsteinschwalben standen gerade vor einer Säule, rauchten und strichen hin und wieder mit den flachen Händen über das weiche Leder ihrer kurzen Röcke. Unter den offenen, billigen Pelzjacken trugen sie nur mehr dünne Pullover, die mehr zeigten, als sie verbargen.

Chuck ging an ihnen vorbei, erreichte die stets sauberen Toilettenräume, stieß die Tür zu »Gents« auf, ließ Wasser einlaufen und wusch sich anschließend Gesicht und Hände.

Jetzt war er wieder reisefertig. In die Schale der Toilettenfrau ließ er einen Nickel fallen und stieg wieder die Treppe hoch. Je weiter er kam, um so unguter wurde sein Gefühl.

Die beiden Mädchen lehnten noch immer an der Säule, aber die drei Typen, die Chuck so kalt beobachtet hatten, waren verschwunden. Sie schienen die Raststätte inzwischen verlassen zu haben.

Everett war es nur recht. Für einen Moment sah er sich in einem der Spiegel. Er war ein kräftiger Typ. Sein Gesicht konnte man als kantig oder hölzern bezeichnen. Die Augen lagen schmal unter der breiten Stirn. Sein Großvater mütterlicherseits war Chinese gewesen.

Wie immer trug Chuck seinen Jeansanzug. Im Winter hatte er das Futter eingeknöpft. Das dunkelblonde Haar wuchs strähnig auf seinem Kopf. Und seine »Frisur« war plattgedrückt von der Schirmmütze, die er jetzt wieder aufsetzte.

Früher hatte Chuck gern Girls mitgenommen, jetzt aber fuhr er seinen eigenen Truck, da war jede Minute kostbar. Außerdem mußte er den Wagen noch bezahlen, denn seine zahlreichen Räder liefen nicht nur auf dem Profil der Reifen, sondern auch auf Wechseln, wie Chuck immer sagte.

Die Glastür schob sich automatisch zur Seite, und Chuck verließ die Raststätte.

Es war ein großes Areal, bekannt und häufig besucht. Jetzt brannten auch die großen Bogenlampen. Ihr Licht schimmerte in der Dunkelheit und Kälte in einem unnatürlich bläulichen Schein.

Dunstschwaden trieben durch die Lichtinseln. Es waren Wolken, die

von den Hängen der nahen Berge nach unten glitten und sich in dem weiten Tal mit den Abgasen vermischten.

Chuck hatte sich vorgenommen, die Nacht durchzufahren, denn der Kunde in Chicago wollte auf die Computer nicht lange warten.

Everett gehörte zu den Fahrern, die auch Risiko-Transporte übernahmen. Das heißt, er fuhr Waren, die man als teuer und dementsprechend begehrt einstufen konnte. Die Diebstahlquote war bei diesen Dingen sehr hoch, dementsprechend gut fiel auch Chucks Honorar aus, von dem er einige Dollar abzweigen konnte, um wieder eine Rate für den Truck zu bezahlen.

Leider stand sein Wagen in der dunkelsten Ecke des Parkplatzes.

Er hatte bei seiner Ankunft einfach keinen anderen Platz mehr gefunden.

Während er zu seinem Truck ging, zog er seine Handschuhe über.

Er schaute dabei nicht nur nach vorn, auch nach links und rechts, denn er hatte die drei Typen aus der Raststätte nicht vergessen.

Das waren Blicke gewesen, die in Erinnerung blieben, und er konnte sich gut vorstellen, daß diese Kerle zu den Highway-Piraten gehörten. Vielleicht hatten sie es auf seine Ladung abgesehen.

Die Handschuhe ließen sich an den Gelenken schließen. Chuck drückte die Knöpfe zu und warf noch einen Blick zurück, bevor er in den schmalen Weg zwischen zwei geparkten Wagenschlangen einbog. Hier war es finster. Es roch nach Öl, Benzin, Abgasen und dem Staub der Straße. Ein Männergeruch, wie Chuck fand, ein Geruch, den er liebte.

Mit der flachen Hand berührte er die Außenwand der Ladeflächen, ging weiter, vernahm das Brummen der schweren Motoren, wenn Wagen gestartet wurden, und sah hin und wieder einen schmalen Lichtteppich, den Scheinwerfer durch irgendwelche Lücken warfen.

Von den Kerlen entdeckte er nichts. Er hörte auch keine Schritte, und er kam allmählich zu der Überzeugung, daß er sich getäuscht hatte.

Die drei hatten sicherlich etwas anderes im Sinn gehabt, als ihn zu überfallen.

Einigermaßen beruhigt setzte er seinen Weg fort, verließ die lange Reihe, mußte eine Parkplatzstraße überqueren und geriet dabei in den Lichtschein eines anfahrenden Trucks.

Der Mann hinter dem Steuer hatte Chuck erkannt, hupte und sah das Winken des Fußgängers.

Ja, man kannte und man grüßte sich. Auf den langen Strecken standen die Männer oft genug per Sprechfunk miteinander in Verbindung, erzählten sich die neuesten Witze oder redeten über Gott und die Welt.

Bisher hatte das Licht der hohen Lampen seinen Weg hin und wieder begleitet, das änderte sich nun, denn wo er seinen Truck geparkt

hatte, war es stockfinster. Der Fahrer tauchte in diese Gegend wie in eine Schatteninsel. Noch mehr Fahrer hatten nach seiner Ankunft ihre Wagen hier abgestellt, und auch diese motorisierten Gebirge sorgten noch für eine zusätzliche Dunkelheit.

Wieder kamen Chuck die drei Typen in den Sinn. Hier hätten sie die Chance gehabt, ihn zu erwischen. Er wurde noch vorsichtiger, aber es passierte nichts.

Endlich erreichte er seinen Wagen.

Es war ein stählernes Ungetüm mit einer relativ flachen Schnauze.

Dusty hatte Chuck ihn genannt, und so staubig sah er auch aus. Seine Silberhaut war kaum zu erkennen. Die Wischer hatten auf der Frontscheibe Halbkreise hinterlassen, die Reifen wirkten fast, so groß wie die eines Flugzeuges, und die zahlreichen Scheinwerfer auf der Leiste erinnerten an stumpfe, glasige Glotzaugen.

Zum Fahrerhaus hoch führte eine mehrstufige Treppe. Auf dem Wagen befand sich sehr viel Platz, und auch jetzt war jeder Winkel ausgefüllt.

Sicherheitshalber ging Chuck um den Truck herum, kontrollierte die Verplombung und war zufrieden. Niemand hatte sich an seinem *Dustyzu* schaffen gemacht.

Er holte den Schlüssel hervor, schloß die Tür auf und stieg die Stufen hoch.

Als er auf der dritten war, hörte er das Geräusch in seinem Rücken. Es war ein Schritt, gleichzeitig ein Schleifen. Sofort fielen ihm die drei Typen ein, die er in der Raststätte gesehen hatte.

Chuck wollte schnell einsteigen, denn seine Waffen lagen im Führerhaus. Unter anderem der Totschläger aus Hartgummi, der ihm schon einige Male gute Dienste erwiesen hatte.

Die anderen waren zu schnell und auch zu kräftig. Eisenhart griffen sie zu und hämmerten ihre Hände in den hinteren Teil des Hosengürtels, den Chuck trug.

Er konnte nichts machen. Nur seine Arme warf er noch in die Höhe, weil er sich an den Haltegriffen festklammern wollte, rutschte aber ab, und die Hände rissen ihn brutal nach hinten.

Niemand war da, der ihn auffing. In der Gasse zwischen zwei Wagen stürzte Chuck rücklings auf das harte kalte Pflaster. Er spürte den widerlichen Schmerz, der in seinem Hinterkopf regelrechte Explosionen auslöste, und er sah die beiden Schatten von zwei verschiedenen Seiten auf sich zukommen. Ein Schatten wurde besonders groß. Er senkte sich auf den Trucker nieder. Erst im letzten Augenblick erkannte Chuck, daß es sich dabei um einen Schuh handelte.

Auf seiner Brust fand er das Ziel, und aus dem Hintergrund meldete sich eine heisere Stimme.

»Jetzt haben wir dich!«

Ja, verdammt, jetzt hatten sie ihn!

Chuck hätte sich selbst in den Hintern beißen können, daß es dazu gekommen war. Aber er hatte zu menschlich reagiert, außerdem die alte Truckerregel mißachtet: Entspanne dich erst, wenn die Türen geschlossen sind und du angefahren bist. Dann kann dich nur noch ein Panzer aufhalten.

Doch die anderen waren schneller gewesen, sie mußten ihn die Zeit über nicht aus den Augen gelassen haben.

Zudem war es ihnen ein Leichtes gewesen, sich lautlos zu bewegen, da sie Turnschuhe trugen, und eine dieser weichen Riffelsohlen spürte Chuck Everett auch auf seiner Brust.

Der Schmerz war abgeklungen. Chuck war auch nicht bewußtlos geworden. Er hielt die Augen weit offen und schaute in die Höhe.

Drei Gesichter starrten auf ihn nieder.

Es waren gnadenlose, kantige Fratzen mit verdammt harten, gefühllosen Augen. Die Typen waren unterschiedlich angezogen. Dicke Pullover, Lederjacken, Wollmützen und einen weichen Motorradhelm aus von innen gepolstertem Leder.

Zwei Schwarze befanden sich unter ihnen. Der Weiße schien der Anführer zu sein. Er spuckte dem Trucker genau zwischen dieausgebreiteten Beine.

Das war zugleich das Startzeichen. »Ja, Junge«, sagte der Weiße, »du hast Pech gehabt.«

Seine Kumpane nickten bestätigend.

Chuck fiel das Atmen schwer, weil der Druck auf seiner Brust zu stark war. »Was wollt ihr, verdammt?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein.«

Der Druck verstärkte sich. Everett verzog das Gesicht, aber der Weiße lachte nur. »Deine Ladung, Baby. Wir wollen deine Ladung, das ist alles.«

Diesmal lachte auch Chuck und versuchte es mit einer Notlüge.

»Damit könnt ihr sowieso nichts anfangen. Es sind nur Rinderhälften. Lohnt sich nicht.«

Einer der Schwarzen trat ihm gegen die Hüfte. »Willst du uns einmachen, Baby? Von wegen Rinder. Ich erkenne doch einen Kühlwagen. Das hier ist keiner, nein, der gehört zu einer besonderen Sorte von Trucks. Du verstehst, nicht?«

Und ob Chuck verstand. Die Typen wußten genau, was sie wollten. Und ich Idiot bin unterversichert, dachte er, denn er hätte für diese Fracht eine viel höhere Prämie zahlen müssen.

Wenn sie ihm die Ladung stahlen, mußte er die Differenz zahlen.

Das konnte den Ruin bedeuten.

»Nun?« fragte der Weiße.
»Ach, geht doch zum Teufel.«
Der Weiße lachte. Er ballte die linke Hand zur Faust, sagte ein Wort, betonte es stark und hob bei jeder Silbe, die er sprach, einen Finger aus der Faust.
»Computer!«
Everett schwieg.
»Kannst du nicht mehr reden?« fragte der Kerl, der ihn getreten hatte. »Dir ist wohl die Luft weggeblieben, wie?«
Der Typ begann hoch und schrill zu lachen. »Ja, wir sind gut, wir sind immer besser als andere. Darauf können wir stolz sein. Nicht wahr, Nicky?«
»Keine Namen!« zischte der Weiße, nahm aber den Fuß weg, und Chuck atmete zunächst einmal tief durch. Er wollte schreien, aber hätte man ihn gehört?
Wohl kaum. Immer wieder fuhren in der Nähe die schweren Wagen an. Ihr Motorengeräusch würde auch seine verzweifelten Hilferufe übertönen. Deshalb blieb er ruhig.
»Steh auf!«
Nicky hatte gesprochen. Chuck starrte ihn überrascht an. Erst als man ihn abermals trat, stemmte er sich in die Höhe. Er drückte sich an der Treppe seines Führerhauses ab. Es befand sich in seinem Rücken. Die drei Mugger hatten sich so vor ihm aufgebaut, daß sie in einem angedeuteten Halbkreis vor ihm standen.
Nicky übernahm das Wort. »Wir werden deine Karre jetzt plündern. Das geht sehr schnell. Im Umladen sind wir Meister. Und du wirst nichts, aber auch gar nichts tun. Okay?«
Chuck nickte.
Das schien dem Weißen nicht zu gefallen. Er streckte den rechten Arm und den Zeigefinger aus. »He, war nicht überzeugend.« Noch während er redete, ballte er eine Hand zur Faust und schlug zu.
Chuck Everett mußte den Treffer voll nehmen. Er hatte das Gefühl, in seinem Gesicht wäre ein Blitz explodiert, der weiter nach unten wanderte und sich mit einer zweiten Explosion auch in seinem Magen ausbreitete, denn dort erwischte ihn der nächste Schlag.
Er sackte zusammen. Wie durch einen Watteschleier gefiltert, vernahm er die Stimmen der drei Schläger, und seltsamerweise konnte er ihre Worte verstehen.
»Der ist hart.«
»Wir müssen ihm noch was geben.«
»Ja, die volle Fuhre.«
Sie lachten noch einmal, bevor sie ihr wildes Spiel begannen. Sie hatten in der Enge zwischen den geparkten Trucks eine Art Kreis gebildet und warfen sich den Mann gegenseitig zu.

Die verdammten Kerle wußten genau, wie sie zu schlagen hatten.

Die Treffer waren nie so hart, daß der Mann hätte bewußtlos werden können, und er hielt sich auch noch immer auf den Beinen, wenn er von einem zum anderen geschleudert wurde.

Die drei Highway-Piraten glichen reißenden Straßenwölfen, die mit ihrem Opfer spielten.

Everett war nur mehr ein haltloses Bündel, das zwischen den jungen Männern hin und her taumelte. Er hatte seine Arme als Deckung noch mühsam hochnehmen können, dennoch blutete er aus Nase und Mund. Die Lippen waren ihm aufgeschlagen worden, und noch immer hörte er ihre lachenden Stimmen und das dumpfe Klatschen der Treffer.

»Aufhören!«

Es war die Stimme des Weißen, und dessen Befehl wurde augenblicklich befolgt.

Aber sie hatten Chuck Everett so fertig gemacht, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und in die Knie sackte. Nicky fing ihn auf. »Los, in den Wagen mit ihm!«

Everett ließ alles über sich ergehen. Er fühlte, wie man ihn anhob.

Sechs Hände schoben ihn hoch. Wie ein Brett drückten sie ihn durch die offene Tür des Führerhauses in das Wageninnere.

Auf der Sitzbank blieb er liegen, wälzte sich mühsam auf die Seite und spürte noch, wie jemand seine Beine einknickte und in den Taschen nach Schlüsseln suchte.

»Okay, ich habe sie.«

»Dann nehmen wir uns mal die Ladung vor!« sagte der Weiße.

Dann warf er mit einem harten Schlag die Tür zu und ließ den Fahrer mit dessen Schmerzen allein.

Minutenlang blieb der Trucker unbeweglich liegen und konzentrierte sich auf das, was durch seinen Körper rann. Es waren regelrechte Lavaströme. Er spürte nur noch dumpf seine Arme, die Beine und das Gesicht. Alles schien zu brennen, und auch im Innern stimmte einiges nicht, denn die Schläge hatten seinen Magen so hart getroffen, daß er sich übergeben mußte. Auch danach ging es ihm nicht besser! Er stöhnte. Hin und wieder kamen die Wellen. Sie waren wie rote Schleier, die ihn überfielen und mitreißen wollten in ein fremdes, anderes Land. Aber Chuck hielt sich in diesem Zustand zwischen Wachsein und Bewußtlosigkeit.

Er war ein wirklich harter Brocken. Mit so etwas hätte er rechnen müssen, und in seinem Innern schwelte der Haß. Diese Hundesöhne hatten seine Existenz zerstört oder waren noch dabei, sie zu vernichten. Dieses Wissen gab ihm eine gewisse Kraft, von der die anderen nichts ahnten. Er wußte, daß es eine Zeit dauern würde, bis die Kerle die Ladung gelöscht hatten.

In dieser Spanne konnte er sich erholen, und dann würde er versuchen, Hilfe bei den Kollegen zu bekommen. Wenn sie diese Highway-Piraten erwischten, machten sie kurzen Prozeß. Schon manch einer dieser Hundesöhne war in den Weiten einer Wüste verlorengegangen.

So sollte es auch den drei Gaunern ergehen!

Für gewisse Situationen hatte Chuck Everett immer ein altes Hausmittel zur Hand: Whisky. Die Flasche Whisky befand sich in der Konsole an der Beifahrerseite, wo auch der kleine Fernseher stand.

Die Kerle hatten Chuck so hingeschoben, daß er mit dem Kopf fast in einer Höhe zur Konsole lag. Er brauchte nur den Arm auszustrecken, um die Konsole öffnen zu können.

Es fiel Chuck trotzdem schwer, seinen Arm nach vorn zu bewegen. In seiner Schulter schien etwas zu reißen, so hart flutete der Schmerz durch das malträtierte Gelenk.

Schließlich erreichte er den Hebel, legte ihn mühsam um und schaute zu, wie die Klappe nach vorn fiel. Noch um ein winziges Stück mußte er sich bewegen, dann bekam er die Flasche zu fassen.

Er hustete dabei, spie Speichel und Blut von den Lippen, legte sich ächzend auf den Rücken und drehte die Flasche auf.

Bis zur Hälfte war sie gefüllt. Der Whisky schimmerte goldbraun.

Everett kippte sie, setzte die Öffnung an den Mund, schluckte zweimal und hätte die Flasche fast wieder aus der Hand geschleudert, weil der scharfe Alkohol so sehr in seiner Kehle brannte. Er stellte sie noch soeben zur Seite und mußte heftig husten. Dieser Schluck war wohl nichts für seinen malträtierten Magen gewesen, und Chuck dachte über einen anderen Plan nach. Wenn er seinen Körper mit Whisky einrieb, konnte ihm das schon für eine gewisse Weile helfen. Er hatte davon gelesen, es aber noch nicht ausprobiert.

Chuck biß wieder einmal die Zähne zusammen, als er sich mühsam in die Höhe stemmte und sich aufsetzte. Er vernahm die Geräusche von der Ladefläche her und hörte auch das Poltern. Diese Gauner waren sehr fix und schon dabei, die Ladung umzuladen.

Wenn er noch etwas retten wollte, mußte er sich beeilen.

Everett rutschte hinüber auf die Fahrerseite und konnte im Innenspiegel einen Blick auf sein Gesicht erhaschen. Der Trucker erschrak über sich selbst.

Es war furchtbar. Keine Stelle entdeckte er, die nicht getroffen worden war. Die Augenbrauen konnte er ebensowenig erkennen wie die Lippen. Beide hatten unter den schweren Schlägen zu leiden gehabt. Die Wangen waren verquollen, und das Kinn hatte ebenfalls die doppelte Größe angenommen. Er fluchte. Daß er dies konnte, bewies ihm, wie relativ gut es ihm schon wieder ging.

Und dann spürte er den Hauch. Es war eine Eiseskälte, wie er sie

noch nie erlebt hatte. Sie streifte über seinen gesamten Körper, aber sie war nicht von draußen hereingekommen, denn die Türen waren fest verschlossen.
Woher kam sie dann?
»Überrascht?«
Ja, das war er wirklich, denn die Stimme hatte er noch nie gehört, und sie war neben ihm aufgeklungen, als säße dort jemand auf der Beifahrerseite.
Chuck drehte den Kopf.
So weit es ging, riß er die Augen auf, denn auf dem Sitz hockte tatsächlich jemand. Es war ein Mann. Sein Gesicht war bleich und hatte eine dreieckige Form angenommen. Die verzogenen Lippen wirkten wie ein in die Länge gedrücktes Rechteck, in dem Zähne schimmerten, die an Stahlstifte erinnerten.
Der Mann war ganz in Schwarz gekleidet und trug einen hohen Schalkragen. Unter seinen Augen lagen tiefe Schatten. Der Blick war von einer erschreckenden Gnadenlosigkeit und gleichzeitig mit einem beißenden Spott erfüllt.
»Verdammt!« ächzte Chuck. »Wer… wer bist du?«
»Weißt du das nicht?« fragte der andere.
»Nein!«
»Ich bin der Teufel!«

***

Chuck Everett wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, denn er kam sich in diesen Augenblicken regelrecht auf den Arm genommen vor. Vorhin die Falle, danach die brutalen Schläge, und jetzt saß eine Gestalt in seinem Wagen, die von sich behauptete, der Teufel zu sein. Das konnte Everett einfach nicht glauben.
Andererseits mußte dieser Mensch schon Fähigkeiten besitzen, die man als Zauberei bezeichnen konnte. Wie wäre es ihm sonst gelungen, bei verschlossenen Türen das Fahrerhaus zu betreten?
Vor den drei Schlägern hatte Chuck zwar auch Angst gehabt, aber jetzt war ihm unheimlich zumute. Er strahlte eine so große Kälte und auch gleichzeitig Selbstsicherheit aus, daß Chuck es nicht begreifen konnte.
Und er grinste weiter.
Everett rutschte zurück. Er wollte so nahe wie möglich an die Tür gelangen, sie aufstoßen, sich aus dem Wagen fallen lassen und auf allen vieren wegkriechen. Das war vielleicht das Beste, was er in seiner Lage noch machen konnte.
»Was ist denn?« fragte der Fremde zischend. »Hast du Angst, mein Lieber?«
Chuck gab keine Antwort. Er rutschte nur weiter zurück und sah

plötzlich, wie sich der Satan vorbeugte, einen Arm ausstreckte und mit einer fellbedeckten Klaue zugriff.

Sehr genau hatte er gezielt. Das rechte Handgelenk des Truckers bekam er zu fassen und hielt eisern fest, so daß der andere nicht aus dieser Klemme herauskam.

Everett merkte auch die seltsame Kälte, die von der Hand seines unheimlichen Besuchers ausging. Sie blieb nicht nur auf seine Haut beschränkt, sondern strahlte direkt in den Körper ab, wo sie langsam weiterwanderte und sich immer mehr Platz verschaffte.

»Wenn sie dein Herz erreicht, bist du tot!« versprach der Fremde.

»Oder willst du das?«

Automatisch schüttelte der Trucker den Kopf. Denn wer gibt schon zu, daß er gerne tot ist. Auch der so geschlagene Chuck nicht, und seinneuer Begleiter ließ die Hand sofort los. Auch das kalte Gefühl verschwand, Wärme breitete sich aus, so daß sich Chuck Everett wieder wohler fühlte. Noch etwas anderes stellte er fest. Die Schmerzen waren längst nicht mehr so schlimm wie noch vor einigen Minuten. Sie waren sogar fast verschwunden.

Wieder ein Rätsel…

»Na, spürst du etwas?« fragte der andere.

»Was sollte ich…?«

»Die Schmerzen, mein Lieber. Sind sie noch da?« erkundigte sich der Teufel mit seichter Stimme.

»Nein… nein!« gab der Trucker stotternd zur Antwort.

»Wunderbar. Das alles kannst du mir verdanken. Du stehst jetzt schon in meiner Schuld.«

Chuck nickte, obwohl er eine Frage stellte. »Wer bist du?«

»Der Teufel, ich sagte es dir schon.«

»Nein, Unsinn!« Heftig widersprach der Mann. »Den Teufel, den… den gibt es nicht!«

»Bist du dir da völlig sicher?«

»Ja, das bin ich.«

Der andere nickte. Er hatte die Hand des Menschen längst losgelassen, sich zurückgelehnt und gegen die Tür gedrückt. »Wenn das so ist«, meinte er lässig und schaute nur zu.

Plötzlich schrie Everett auf. Mit elementarer Wucht waren seine Schmerzen wieder zurückgekehrt, und diesmal noch stärker als zuvor. Er sah sich bluten, krümmte sich auf dem Sitz und schlug mit seinen Händen gegen das Lenkrad. Tränen schossen aus den Augen, rannen an der Wange entlang und vermischten sich mit dem Blut in seinem Gesicht, so daß sie rosafarbene Spuren hinterließen.

Der Besucher aber lachte. Er genoß die Qualen des Truckers und sah auch dessen Zittern. Mit seinen Händen krallte sich der Mann am Lenkrad fest. Es sah aus, als wollte er sich daran hochziehen, aber ihm

fehlte die Kraft für diese Aktion.

»Willst du noch mehr leiden?« vernahm er die Stimme seines unheimlichen Besuchers.

Das ächzende »Nein« war kaum zu verstehen, aber der Teufel hatte es trotzdem vernommen.

Schlagartig verschwand der Schmerz bei Chuck Everett. Er atmete tief und auch frei durch, ohne irgendeinen Druck in oder auf seiner Brust zu spüren.

Dieser Besucher mußte wirklich Kräfte besitzen, von denen Chuck noch nie etwas gehört hatte. Er schaute ihn an und sah wieder das kalte Grinsen auf den Lippen. Auch der funkelnde Blick seiner Augen hatte sich nicht verändert. Der andere wußte haargenau, was er tat und wozu er überhaupt fähig war.

»Weißt du nun, wer ich bin?«

Chuck nickte.

»Und du glaubst jetzt an den Teufel?«

»Das auch.«

»Dann kann ich dir…« Der andere lachte schon jetzt über seine folgenden Worte, »den Himmel auf Erden bereiten.«

»Aber… aber …« Chuck schüttelte den Kopf. »Ich verstehe dich nicht. Was kann ich für dich tun? Was willst du überhaupt von einem, der gerade zusammengeschlagen wurde?«

Der Teufel schaute den Trucker schief an. »Was ich von dir will, fragst du? Das werde ich dir jetzt erklären. Höre genau zu, und sage erst dann etwas…«

***

Wir wußten genau, welch ein gewaltiges Risiko wir eingegangen waren und hofften, daß alles klappte. Hin und her hatten wir überlegt, bis wir zu dem Entschluß gekommen waren, es doch zu wagen.

Jane Collins sollte ein anderes Herz bekommen!

Seit einigen Monaten lebte sie in einem Zustand, der mehr einer Lethargie glich. Und sie war völlig von einer Waffe abhängig, die sich Würfel des Unheils nannte. Solange er einen direkten Kontakt mit ihrem Körper besaß, war alles okay, aber wehe, jemand entriß ihr den Würfel, Jane würde elendig sterben.

Und der Würfel war eine gewaltige Waffe. Er steckte voll magischer Kraft. Man konnte ihn manipulieren. Das heißt, er reagierte beim Bösen ebenso wie beim Guten, wenn ich das mal so simpel ausdrücken darf. Ich konnte ihn für meine Zwecke manipulieren, ebenso wie der Teufel für seine. Deshalb waren der Höllenfürst sowie der Spuk hinter dem Würfel so stark her. Jeder wollte ihn unbedingt in seinen Besitz bringen, denn mit dieser Waffe konnten sie Welten einstürzen lassen oder verändern.

Ich hätte ihn längst an mich nehmen können. Dann aber wäre Jane Collins, die ehemalige Hexe, gestorben. Dies konnte ich einfach nichtübers Herz bringen, obwohl Jane sich als Hexe sehr stark für die Seite der Schwarzen Magie eingesetzt hatte.

Ich brachte es trotzdem nicht fertig.

Und dann hatte uns die Medizin geholfen. In den Vereinigten Staaten war es gelungen, einem Patienten ein Herz aus Aluminium einzupflanzen. Diese Meldung war um die Welt gegangen und hatte uns auf die folgenschwere Idee gebracht.

Wenn es dem Ärzteteam gelang, Jane Collins ebenfalls ein Aluherz einzupflanzen, lebte Jane weiter, und ich konnte den Würfel an mich nehmen. Eine fantastische Sache, die mich, wenn ich darüber nachdachte, atemlos werden ließ.

Meine Freunde und ich hatten lange darüber diskutiert. Eine bessere Lösung war uns nicht eingefallen, und so hatte Bill Conolly, der Mann mit den besten Verbindungen, seine Beziehungen spielen lassen. Es war ihm tatsächlich gelungen, für Jane ein Bett zu beschaffen. Die Ärzte zeigten sich bereit, die Operation durchzuführen. Sie sollte allerdings geheim bleiben und in einer versteckt liegenden Klinik durchgeführt werden, da wir mit großen Schwierigkeiten rechneten.

Wenn unsere Gegner erfuhren, wo sich Jane Collins aufhielt, würden sie alles daransetzen, sie zu töten. Hatte ich aber erst den Würfel, setzten sie sich auf meine Spur, und so konnte ich sie von Jane Collins ablenken.

So sah unser Plan aus.

Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. So lautet ein altes Sprichwort, und auch wir würden noch verdammt stark ins Schwitzen kommen, denn wir mußten Jane Collins in das Sanatorium schaffen.

Im Zeitalter des Jets war dies kein Problem, wäre alles normal gewesen, und das war es nicht.

Bisher hatte Jane Collins im Kloster St. Patrick in einer fast absoluten Isolation gelegen. Das Kloster bildete gewissermaßen ein Bollwerk gegen die Mächte des Bösen, obwohl auch hier der Spuk versucht hatte, an Jane heranzukommen. Es war ihm zum Glück nicht gelungen.

Jane hätte also aus dem Kloster nach London transportiert und dann zum Flughafen gebracht werden müssen, um in die Staaten fliegen zu können. Das war uns zu riskant. Auf dem Weg in die USA würden unsere Gegner tausend Möglichkeiten finden, um sich an der Detektivin schadlos zu halten, und wir konnten für ihre Sicherheit nicht garantieren.

Was also tun?

Wir hatten Freunde, mächtige Freunde sogar, für die Magie kein

Fremdwort war.

Kara und Myxin, die beiden Gestalten aus dem längst versunkenen Kontinent Atlantis mußten uns einfach helfen, wollten wir alles sicher über die Bühne bringen.

Bill hatte seine Aufgabe gut erledigt, für Suko und mich gab es noch Schwierigkeiten, denn uns war in letzter Sekunde noch ein Fall dazwischengekommen. Die Sache mit dem kopflosen Reiter.

Dann hatte es doch geklappt.

Myxin und Kara zeigten sich bereit, uns zu helfen. Sie lebten normalerweise bei den *flaming stones*, den Flammenden Steinen, und gingen immer gern ihren eigenen Weg. Uns war es trotzdem gelungen, Kontakt mit ihnen aufzunehmen, und beide zeigten sich kooperativ.

Aus dem Kloster hatten sie Jane Collins weggeholt. Dank ihrer Kräfte konnte Kara, die Schöne aus dem Totenreich, Raum und Zeit überwinden, und sie hatten Jane in das Haus der Conollys geschafft, wo sie in einem Gästezimmer untergebracht war.

Nadine, die Wölfin, war unruhig geworden. Sie spürte die ungewöhnliche Magie, die von Jane Collins ausging, und wir hatten das Tier mit der menschlichen Seele nur sehr schwer beruhigen können.

Jedenfalls war die erste Hürde überstanden.

Auch Suko ging es wieder besser. Er hatte bei unserem letzten Fall einiges abbekommen. Der Huftritt eines Pferdes hatte seinen Kopf gestreift. Zu einer Gehirnerschütterung war es glücklicherweise nicht gekommen, und Suko fühlte sich wieder fit.

Er wollte ebenso mit in die Staaten, wie auch Bill, denn der Reporter mußte sich noch persönlich mit den zuständigen Stellen in Verbindung setzen, um letzte Dinge zu klären.

Es fielen zudem hohe Kosten an, die wollten die Conollys gern übernehmen.

Auch von unserem Chef, Sir James, hatten wir das Okay bekommen, und eigentlich hätten wir in die Staaten reisen müssen. Nicht per Jet, wie es normal gewesen wäre. Wieder hatten sich Kara und Myxin bereit erklärt, uns auf eine unkonventionelle Art und Weise zu helfen. Wir würden innerhalb einer kaum faßbaren Zeitspanne in den USA sein, und zwar an einem magischen Ort, der nicht weit von dem bewußten Sanatorium entfernt lag.

Gerüstet waren wir. Ich hatte alle Waffen mitgenommen, die mir zur Verfügung standen, auch den Bumerang. Allerdings lag die eichenbolzenverschießende Druckluft-Pistole im Koffer. Gegen Vampire würden wir wohl nicht zu kämpfen haben.

Es war ein kalter Wintertag im Januar. Dieser Monat hatte es wirklich in sich. Der Schnee lag dick auf den Straßen. Er taute kaum weg und war auf seiner Oberfläche gefroren. Wir hatten bei der Jagd

auf den Kopflosen dieses böse Wetter zu spüren bekommen, und auch in den Staaten sah es nicht viel besser aus.

Kara und Myxin wollten nicht in den USA bleiben, sondern sofort wieder zurück. Ihr Platz war bei den Flammenden Steinen, durch deren magische Kraft sie herausfinden wollten, welche Rätsel das alte Atlantis noch mit in die Gegenwart hineingebracht hatte.

Das waren ihre Probleme, unsere sahen ganz anders aus, wobei es hin und wieder vorkam, daß sich beide überschnitten.

Und noch einen Gast besaßen die Conollys. Es war ein vierzehnjähriger Junge mit dem Namen Ali. Ich hatte ihn aus Marokko mitgebracht, wo er durch Zufall an meine Seite geraten war und wir gemeinsam die unheimlichsten Abenteuer erlebt hatten.

Ali war Vollwaise, hatte nicht gewußt, wohin er gehen sollte, und so war er mit nach England gekommen, bei den Conollys geblieben, wo er sich wohlfühlte, wie er mir versicherte.

Ausgerechnet an dem für uns und Jane Collins so bedeutsamen Tag nahm er mich zur Seite. »Kann ich dich mal sprechen, John?« erkundigte er sich leise.

Ich wollte ihn schon abwehren, als ich in seine dunklen, großen, bittenden Augen sah und nickte. »Ja, wenn es nicht zu lange dauert.«

»Ganz bestimmt nicht.« Ali zupfte mich am Arm und zog mich in eine Ecke. »Ich habe meinen Koffer schon gepackt.«

»Wie?«

»Ja, John, mein Koffer ist fertig.«

Noch immer verstand ich nicht so richtig. »Willst du vielleicht verreisen, Ali?«

»So ist es.«

»Und wohin?«

»Ich gehe mit euch.«

Erst wollte ich lachen, dann wurde nur mehr ein Grinsen daraus.

»Mit uns in die Staaten reisen?«

»So ist es.«

»Aber wie kommst du denn darauf? Weißt du nicht, was wir dort alles zu tun haben?«

»Das ist mir bekannt, John, ich würde euch auch nicht stören.«

Ich fuhr mit der Hand durch sein dunkles Lockenhaar. »Das ist nett von dir, aber du kannst dir nicht vorstellen, in welche Gefahren wir hineingeraten können.«

»Ich nicht!« behauptete er.

Diese Sicherheit ließ mich stutzig werden, deshalb fragte ich nach.

»Wieso nicht?«

»Weil ich nicht bei euch bleiben werde.«

»Du willst also allein losziehen?«

»Ja.«

»Und wohin?«

Er zögerte mit der Antwort. Aus dem Wohnraum vernahm ich die Stimmen der anderen Freunde. Auch Sheilas hastige Schritte hörte ich, als sie in die Küche ging. Dann hörte ich wieder die Stimme des jungen Ali, »Bill hat mir da etwas erzählt, das mich nicht losläßt und mich regelrecht angemacht hat.«

»Was ist es denn?«

Er rückte nicht direkt mit der Sprache heraus, sondern kam auf Umwegen zum Ziel. »Ihr habt doch da einen Freund in den Staaten. In der Nähe von San Franzisco…«

»Du meinst Yakup Yalcinkaya?«

Auf Alis Gesicht ging die Sonne auf. So sehr strahlte er plötzlich.

»Das ist er.«

»Er ist unser Freund, stimmt. Aber er kennt dich nicht. Was willst du von ihm?«

»Bei ihm bleiben!«

Ich ging vor Überraschung einen Schritt zurück. »Was hast du da gesagt? Du willst bei ihm bleiben?«

»Ja, John. Bill hat mir soviel von ihm erzählt. Hier ist es zwar toll, aber ich will etwas anderes tun. Und Yakup wäre genau der richtige Freund und Lehrmeister für mich. Bestimmt würde er mir viele Dinge beibringen. Und wenn nicht.« Ali hob die Schultern. »Dann komme ich wieder zurück. Aber ich muß es wenigstens versucht haben.«

Tja, das war eine Überraschung. Wie ein Denkmal stand ich da und rieb mir mein Kinn. Ich hatte Ali zwar aus Marokko mitgebracht, aber ich mußte ehrlich zugeben, daß mir der Job kaum Zeit gelassen hatte, mich um den Jungen zu kümmern. Aus seiner Sicht war seine Reaktion verständlich. Außerdem war er kein Kleinkind mehr, steckte schon in der Pubertät, und da wollen junge Leute etwas erleben und versuchen, auf ihren eigenen Füßen zu stehen, auch wenn sie hin und wieder mal ausrutschten.

»Das kommt natürlich etwas überraschend«, gab ich zu.

»Ich weiß, John, und ich habe mich auch gequält. Leicht ist es mir nicht gefallen. Dann hörte ich, daß ihr in die Staaten wollt. Als Gast bei den Conollys kann ich ja nicht immer bleiben, und ich habe von Bill erfahren, daß Yakup dabei ist, ein Kloster aufzubauen. Er sucht bestimmt Unterstützung.«

»Möglich.«

»Dann sagst du ja?« fragte er mich hoffnungsvoll.

Ich lächelte. »Ich bin nicht dein Vater.«

»Der ist tot.«

»Richtig, mein Junge. Trotzdem fühle ich mich irgendwie für dich verantwortlich, außerdem liegt die Entscheidung nicht bei mir. Du mußt dich schon an Kara und Myxin wenden, ob sie bereit sind, dich

mit auf die Reise zu nehmen.«
»Dann bist du einverstanden?« erkundigte er sich listig.
»Sagen wir es so. Ich kann dich verstehen.«
Er reichte mir die Hand. »Danke, John, ich bin froh, einen Freund wie dich zu haben.«
»Noch bist du nicht in den Staaten«, dämpfte ich seinen Optimismus.
»Das klappt schon. Ich verspreche auch, daß ich euch nicht stören werde. Ich begebe mich so schnell wie möglich auf die Reise nach Frisco. Bill hat mir auch Geld geliehen, so daß ich…«
»Dann weiß er schon Bescheid?«
»Ja, ich habe mit ihm darüber gesprochen.«
Ich schlug mit der Faust in meine linke Handfläche. »Und er hat mir davon nichts gesagt!«
»Vielleicht hatte er noch keine Zeit gefunden. Kann ja sein. Du warst immer beschäftigt.«
Das war ich in der Tat. Wir blieben nicht mehr allein, denn die Person, von der wir gesprochen hatten, erschien. Bill kam und nickte mir zu. »Wolltest du nicht noch einmal mit Jane sprechen?« fragte er.
»Das auch.«
»Dann komm jetzt.«
Bill wollte sich abwenden, ich hielt ihn fest. »Moment noch, Alter. Ich habe soeben mit Ali geredet und erfahren, daß er ebenfalls in die Staaten will. Du wußtest davon?«
»Ja.«
»Und hast mir nichts gesagt.«
Bill hob die Schultern. »Meine Güte, John, du weißt selbst, daß es hier drunter und drüber gegangen ist. Da kann einem schon mal etwas durchrutschen.«
»Sicher, ich verstehe dich.«
»Bist du denn dagegen?«
»Nein, das bin ich nicht. Ali kann meinetwegen in die Staaten zu Yakup reisen. Wie der reagieren wird, weiß ich allerdings nicht.«
»Bestimmt positiv.«
Ich hatte mich entschlossen. »Gut, dann soll sich Ali an Kara und Myxin wenden. Ich gehe zu Jane.«
»Danke, John!« rief der Junge mir noch nach.
Ich drehte mich zu ihm um. Sah er traurig aus? Auf gewisse Art und Weise ja, aber in den Augen lag der Wille, etwas zu erleben, und festbinden konnten wir ihn nicht. Vielleicht war es sogar gut, wenn er zu Yakup kam.
Immerhin brauchten auch wir Nachwuchs im Kampf gegen Dämonen und Geister…
Chuck Everett hatte seine Schmerzen nicht nur vergessen, sie waren einfach nicht mehr da. Und er dachte auch nicht mehr an die drei

Typen, die auf der Ladefläche seines Trucks herumturnten und sie leerräumten. So stark hatten ihn die Worte seines unheimlichen Besuchers fasziniert. Als der Teufel hatte sich der Mann vorgestellt, mittlerweile war Chuck davon überzeugt, es tatsächlich mit dem Höllenherrscher zu tun zu haben.

»Und deshalb habe ich dich ausgesucht, mein Junge«, flüsterte der Höllenherrscher. »Du bist derjenige, der mir helfen kann. Du wirst den Schrecken und das Chaos verbreiten, denn ich bezeichne dich nicht nur als meinen Freund, sondern als Satans Rammbock!«

Das waren sehr starke Worte gewesen. Everett kam dabei sogar ins Schwitzen, wenn er über die Folgen nachdachte. Der Teufel würde auf seiner Seite stehen und ihn mit Kräften ausstatten, von denen er bisher nicht einmal geträumt hatte.

»Und das stimmt wirklich?« fragte er.

»Weshalb sollte ich lügen?«

»Weil ich so etwas noch nie gehört habe.«

»Aber du wußtest, daß es den Teufel gibt?«

»Ja, das wußte ich, konnte es aber nicht fassen.« Er hob die Schultern. »Das war alles so weit weg.«

»Jetzt ist es nah«, erklärte der Bleiche mit dem dreieckigen Gesicht. »Ich herrsche über die Hölle.«

»Was soll ich tun? Wirklich nur fahren?«

»Nur fahren und dich durch nichts aufhalten lassen. Dein Wagen wird ebenfalls Kräfte bekommen, die über alles Normale hinausgehen. Du wirst dich wundern.«

Chuck Everett senkte den Kopf. Er wußte nicht, was er noch sagen sollte, starrte auf seine Finger und bewegte sie auf und nieder.

Die nächste Frage stellte der Teufel lauernd. »Hast du eigentlich noch Schmerzen?«

»Nein.«

»Kannst du dich bewegen?«

»Ich habe es noch nicht versucht.«

»Dann probiere es aus«, forderte Asmodis und begann breit und lauernd zu grinsen.

»Wie denn?«

»Stell dich hin.«

Chuck Everett zögerte noch einen Moment, hob schließlich die Schultern und stemmte sich in die Höhe. Er hielt sich am Lenkrad fest, drückte die Arme durch, winkelte sie an, bewegte die Schultern, ging in die Knie, und da gab es nichts, was bei ihm spannte oder Schmerzen verursachte.

Alles war normal…

Erstaunt schaute er den Teufel an. Dieser lachte jetzt laut. »Da siehst du wieder, welch eine Macht die Hölle besitzt.«

»Das habe ich tatsächlich gemerkt.« Chuck drückte sich wieder auf den Sitz.

Der Teufel war noch nicht fertig. Er deutete mit seiner Pranke in Richtung Ladefläche. »Hörst du sie?«

»Natürlich.«

»Sie haben dich zerschlagen, nicht?«

»Und wie!« knirschte der Trucker. »Das sind Bastarde, das sind Hundesöhne, die…«

»Willst du es ihnen zurückzahlen?«

Everett war so überrascht, daß er zunächst keine Antwort geben konnte. Mit dem Zeigefinger deutete er auf sich selbst. »Ich soll es ihnen zurückzahlen? Irre gern. Nur bin ich allein, sie sind zu dritt. Schon einmal haben sie mir bewiesen, was sie können.«

»Da hast du mich noch nicht gekannt«, erklärte Asmodis.

»Was macht das für einen Unterschied?«

Satan begann zu lachen. »Einen sehr großen. Wenn nicht den größten überhaupt.«

»Ich verstehe nicht so recht…«

»Dann will ich es dir erklären. Verlasse den Wagen hier und klettere zu ihnen auf die Ladefläche. Du wirst sehen, was geschieht. Greife sie an, sie werden überrascht sein.«

Everett ballte die Hände. Ein Zeichen seiner wilden Vorfreude. Er dachte daran, daß der Teufel es geschafft hatte, ihn von seinen Schmerzen zu befreien. Für diese Person gab es das Wort unmöglich wohl nicht. Plötzlich vertraute Chuck dem Höllenherrscher. Über sein Gesicht zuckte ein kaltes Grinsen. Die Haut spannte sich dabei noch stärker auf den Knochen. »Ja«, sagte er, »ich werde zu ihnen hingehen. Ich mache den Versuch und bin gespannt, ob das alles eintrifft, was du mir gesagt hast.«

»Bestimmt.«

Mit einer heftigen Bewegung stand der Trucker auf. Er schaute den Teufel noch einmal an, drehte sich und öffnete die Tür. Kalte Luft strömte ihm entgegen, zusammen mit einem halblauten Ruf, den der Weiße mit dem Namen Nicky ausgestoßen hatte.

In einem dichten Blau lag die Dunkelheit über diesem Teil des Parkplatzes. Nur weiter entfernt huschten Scheinwerfer über die Betonflächen und dröhnten Motoren.

In diese Ecke verirrte sich kaum jemand. Der Dunst war dichter geworden. Die Wolken krochen über den Boden und unter den abgestellten Trucks her. Everett hatte das Gefühl, genau in eine Wolke hineinzuspringen, als er sich von der Trittleiter löste.

Sacht drückte er die schwere Tür zu und schritt mit fast unhörbaren Schritten an der langen Ladefläche des Trucks entlang. Er verschmolz mit dem Schatten des Trucks, kam sich selbst vor wie ein Phantom

oder ein lautloser Rächer.

Die drei hatten nichts bemerkt. Sie glaubten sich weiterhin ungestört und gingen ihrer »Arbeit« nach.

Sie würden sich wundern.

Schritt für Schritt näherte sich Chuck dem Heck des Trucks. Die drei Highway-Piraten waren dabei, die wertvolle Ware umzuladen.

Sie schafften sie von Chucks Truck in einen anderen großen Lastwagen, der so geparkt war, daß sich die offenen Heckseiten direkt gegenüberstanden.

Im Augenblick sah Chuck auf der Fläche des zweiten Wagens keinen. Die drei hielten sich auf seinem Laster auf, und dort wollte er sie auch überraschen. Aus der offenen Heckklappe der Ladefläche fiel ein schwacher Lichtschein. Die Typen hatten eine Lampe eingeschaltet, um sich besser orientieren zu können.

Everett grinste, als er daran dachte. Dann konnte er wenigstens ihre dummen Gesichter sehen, wenn er sich plötzlich und unerwartet in den Truck schwang.

Noch weiter mußte er vor, erreichte das Ende des Wagens und hörte einen der Farbigen reden. »Verdammt, das ist eine schwere Maloche. Hätte nicht gedacht, daß Arbeit so schweißtreibend sein kann.«

»Dafür kriegst du auch viel Geld«, hielt man ihm entgegen.

»Schon, aber…«

»Mach weiter und faß mit an.«

Sie waren durch ihre Arbeit abgelenkt. Dies kam Chuck sehr entgegen. Um so größer würde die Überraschung für sie werden, wenn er plötzlich auftauchte.

Aus ihrer Unterhaltung hatte er entnehmen können, daß sie beschäftigt waren, deshalb nutzte er die Gunst der Minute, huschte um den Wagen herum, sah die offene Ladeklappe am Heck direkt vor sich, fand mit traumhafter Sicherheit die schmale Sprosse der kleinen Trittleiter und überwand sie mit einem Satz.

Er schaute in den Wagen hinein. Sie hatten an der linken Seite einen runden Standscheinwerfer aufgestellt, der sein Licht in die Finsternis hineinwarf, Chuck Everett aber noch im Dunkeln ließ.

Eine Sekunde verstrich. Die drei hoben schwere Kisten an, wandten ihm den Rücken zu und hörten Chucks lässig klingende Stimme.

»Kann ich euch helfen, Freunde?«

Ich hatte schon ein weiches Gefühl in den Knien, als ich die Tür zum Gästezimmer öffnete, in dem Jane Collins untergebracht war.

Sheila Conolly hatte das Rollo so weit nach unten fahren lassen, daß nur mehr schmale Streifen an Helligkeit in den Raum fielen und ihn gerade so ausleuchteten, daß ich etwas erkennen konnte.

Das Zimmer war normal eingerichtet, und auf dem Bett lag eine schmale, sehr blasse Gestalt.

Jane Collins!

Sie hatte das Öffnen der Tür vernommen und wandte, als ich über die Schwelle trat, den Kopf zu mir hin.

Unsere Blicke trafen sich. Janes Gesicht wirkte blaß, und auch das Lächeln, das sie produzierte, zeigte nichts von einer Fröhlichkeit. Im Gegenteil, es wirkte irgendwie verloren.

»John…«, flüsterte sie.

Ich nickte ihr zu, ging an das Bett und ließ mich auf dessen Kante nieder.

Jane mußte den Würfel immer bei sich tragen. Er stand dort auf ihrem Körper, wo einmal das Herz gesessen hatte, und Janes schmale Hände lagen auf den seitlichen Flächen des Quaders. Über den Würfel hinweg blickte sich mich an, und sie bewegte sehr langsam die Lippen. »Du… du … bist da, John?«

»Ja.«

»Willst du dich verabschieden?«

Ich schaute nicht sie an, sondern den Würfel. Er sah so harmlos aus. Ein Quader mit rotvioletten Seiten, aus einem Material bestehend, das an dickes Glas erinnerte, es aber nicht war.

Die genaue Analyse kannte ich nicht. Vielleicht würde ich sie erfahren, wenn er sich einmal in meinen Händen befand.

»Ich möchte mich nicht verabschieden, denn ich fahre natürlich mit in die Staaten.«

»Das ist gut.« Sie löste eine Hand von dem lebenswichtigen Gegenstand und legte ihre Finger auf die meinen. Die Anstrengung der letzten Wochen war ihr anzusehen. Unter ihren Augen lagen Schatten, die sich in die Haut eingegraben zu haben schienen. Ihre Augen zeigten einen traurigen, beinahe deprimierenden Ausdruck. Hin und wieder zuckten die Lippen, ohne daß sie lächelte.

»Wie geht es dir?« fragte ich.

»Ach John«, erwiderte sie leise. »Ich weiß selbst, was mit mir geschehen ist, und ich hatte Zeit genug, um über mein Schicksal nachzudenken. Weißt du was?«

»Nein.«

»Ich bin inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß ich alles, was hinter mir liegt, verdient habe.«

Ich schüttelte den Kopf. »Jane, das kannst du nicht sagen.«

»Doch, John, doch. Denke daran, daß ich gemordet habe.«

»Du warst eine Hexe!«

»Sicher, doch nun habe ich ein Gewissen. Es quält mich.« Ihr Gesicht verzog sich, als würde sie Schmerzen leiden. »Es ist eine furchtbare Strafe. Ich muß immer an die Vergangenheit denken, ich fühle mich wie unter einer schweren Last, und manchmal habe ich gedacht, daß es wirklich besser ist, wenn ich sterbe.«

»So darfst du aber nicht reden!« wehrte ich ab. »Nicht jetzt, wo wir dabei sind, alles wieder ins Lot zu bringen.«

»John, mein Lieber. Das ist eine Täuschung, glaube es mir. Auch wenn alles wider Erwarten klappen sollte, es wird nie mehr so werden, wie es früher einmal gewesen war. Ich meine zwischen uns beiden.«

Ich schwieg. Bei Janes Worten hatte sich eine Gänsehaut auf meinem Rücken gebildet. Mein Blick glitt zum Fenster. Ich sah die Lichtstreifen durch das nicht völlig geschlossene Rollo fallen und entdeckte auch das Muster auf der Bettdecke. Die Stille lastete in dem Zimmer, und ich dachte über Janes letzte Worte nach.

Würde es wirklich nicht mehr so werden?

Ihre Stimme unterbrach mich. »Niemand, John Sinclair, kann die Vergangenheit wieder zurückholen. Auch du und deine Freunde nicht. Was gewesen ist, das ist gewesen, vorbei, aus. Ich möchte dir trotzdem für das danken, was du alles noch für mich tun willst. Ob es jedoch einen Sinn hat, kann ich dir nicht sagen.«

»Gemeinsam werden wir es schon schaffen«, erwiderte ich.

»Glaube es mir, Jane.«

»Ihr gebt euch dort Mühe, wo es sich nicht lohnt. Ich kenne mich da besser aus.«

»Das wollen wir einmal dahingestellt sein lassen. Ich verstehe dich auch, Jane. Du hast mehr mitgemacht, als man normalerweise verkraften kann. Und du hast überlebt. Sollte dir diese Tatsache nicht Hoffnung geben? Schüttle deine trüben Gedanken einfach ab. Versuche es wenigstens. Es wird dir helfen. Wir haben gemeinsam so viel geschafft, daß es kaum zu fassen ist. Und wir werden alles andere auch noch hinter uns bringen. Außerdem stehen wir beide nicht allein. Wir haben Freunde, die auch zu dir halten, obwohl du einmal auf der anderen Seite gestanden hast. Kannst du das alles fassen und begreifen?«

»Schon, aber…« Sie schwieg, weil ihr die passenden Worte nicht einfielen. Dafür sah ich in ihren Augen das helle Glitzern. Die Erinnerung mußte sie so stark überwältigt haben, daß sie anfing zu weinen.

Jane tat mir leid. Mochte geschehen sein, was wollte, ich hatte mit dieser Frau Mitleid. Natürlich hatte sie schwere Schuld auf sich geladen und sogar versucht, mich zu töten, aber da war sie nur äußerlich die Jane Collins gewesen, nicht mehr als eine Hülle. In ihrem Innern hatte es anders ausgesehen.

Ich machte ihr einen Vorschlag. »Versuche doch einmal, all das, was dich beschäftigt hat, zu ignorieren. Denke nur an die Zukunft. Du wirstden Würfel aus der Hand geben können und völlig normal leben, wenn alles klappt.«

»Ja, John, wenn alles klappt.«

Ich zeigte ihr ein optimistisches Lächeln. »Dafür sorgen wir schon. Du kennst Myxin, Kara, auch Bill. Wir können dich beschützen. Die andere Seite hat keine Chance.«

»Weshalb machst du dir etwas vor?« fragte Jane. »Es ist nicht so einfach. Ich bin fest davon überzeugt, daß die andere Seite längst Bescheid weiß und Gegenmaßnahmen getroffen hat. Denke an den Spuk und an den Teufel. Beide wollen den Würfel unter allen Umständen in ihren Besitz bringen, und sie kennen kein Erbarmen. Ich weiß das, ich fühle es, daß Asmodis bereits ein unsichtbares Netz ausgeworfen hat, in dessen Schlingen wir alle uns fangen sollen.«

»Wir sind auch nicht von gestern«, gab ich zurück. »Wirklich nicht, meine Liebe.«

»Wäre ich nicht dabei, würde ich euch schon eine Chance geben. So aber bin ich für euch mehr ein Klotz am Bein. Da kannst du sagen, was du willst. Ich weiß es besser.«

»Du kommst mir so sicher vor, Jane, daß ich dich fragen möchte, ob du konkrete Hinweise auf eine Aktivität des Teufels oder des Spuks hast.«

»Die habe ich nicht.«

»Was soll dann dein Pessimismus?«

»Mein Gefühl sagt mir, daß es nicht klappt.«

Obwohl ich auch ein Mensch war, der sehr sensibel auf Gefühle reagierte, winkte ich hier ab. »Gefühle, Jane, sind keine Beweise. Daran solltest du denken. Wir jedenfalls ziehen es so durch.« Ich beugte mich vor, daß unsere Gesichter einander auf Handbreite gegenüberstanden. »Einverstanden?«

Sie schaute mich an. Noch immer schwammen ihre Augen in Tränen. Jane schluckte. Der Kloß saß in ihrer Kehle fest. »Ich… ich muß es ja wohl sein.«

»Das meine ich auch.«

»John…« Sie hauchte meinen Namen.

»Was ist?«

»Bitte, küß mich! Vielleicht ist es das letzte Mal. Ich möchte es noch einmal spüren. Es gibt mir die Erinnerung an frühere Zeiten zurück. Vergiß die Hexe Jane und denke nur an die Detektivin. Wirst du mich küssen, John?«

»Gern.« Ich legte meine Handflächen neben ihren Kopf und berührte ihre Wangen. Dann drückte ich mein Gesicht noch weiter vor und hauchte ihr einen Kuß auf die Lippen.

Sie waren warm und kalt zugleich, ein Zeichen, daß wieder Leben in ihr steckte. Jane hielt die Augen geschlossen, und ich hörte ihr leises Stöhnen.

»Es war fast so wie früher«, sagte sie leise. »Fast…«

Ich streichelte ihre Hände und nickte ihr lächelnd zu. In der Tat waren wir früher oft zusammengewesen. Jane Collins und ich, ein Ehepaar waren wir zwar nicht gewesen, aber wir hatten uns doch sehr aneinander gewöhnt, bis es zu diesem schrecklichen Vorfall kam, als der Geist des Rippers in ihren Körper drang und die Oberhexe Wikka die Chance sah, die Kontrolle über Jane zu bekommen.

Das hatte sie getan. Mit allen Konsequenzen. Wikka hatte dem Satan gedient und Jane beeinflußt.

Ich hörte vor der Tür Schritte. »Das werden die anderen sein«, sagte ich.

»Geht es jetzt los?«

»Wahrscheinlich.«

Es klopfte. Ich setzte mich aufrecht hin und drehte den Kopf in Richtung Tür. »Come in.«

Bill erschien. Er lächelte Jane an und nickte mir zu. »Ich glaube, John, wir können.«

»Okay.« Ich stand auf und half auch Jane Collins hoch. Ihr war vom langen Liegen ein wenig schwindlig.

»Wir brauchen das Zimmer nicht zu verlassen. Kara und Myxin kommen her«, berichtete Bill.

Nicht nur sie trafen ein. Suko und Ali befanden sich ebenfalls bei ihnen. Er lächelte, für mich ein Beweis, daß er es geschafft hatte, die beiden Atlanter zu überreden.

Auch Sheila traf ein. Sie würde mit Johnny und Nadine zurückbleiben. Von jedem verabschiedete sie sich, am längsten von Jane Collins. Bill hatte sie bereits Good bye gesagt.

Wir sprachen kaum. Unsere Gesichter waren angespannt. Ein jeder wußte, um was es ging. Wir standen hier möglicherweise vor einer entscheidenden Wende in unserem Leben und im Kampf gegen die Schwarze Magie. So etwas mußte sich einfach auf die Psyche niederschlagen.

Auch zu mir kam Sheila. Wir umarmten uns. Ich spürte ihre Lippen an meinem Ohr. »Gebt auf Jane und Bill acht! Ich möchte beide gesund wiedersehen.«

»Das verspreche ich dir.«

»Danke.«

Von Suko verabschiedete sie sich als letztem. »Shao weiß Bescheid«, sagte sie. »Sie wird wohl wieder zu mir kommen und mir Gesellschaft leisten.«

»Das hoffe ich.«

Dann ging Sheila, strich noch einmal mit den Fingerspitzen über die Wange ihres Mannes Bill, verließ den Raum und schloß die Tür leise hinter sich.

Wir, die »Reisenden«, blieben zurück. Jane Collins stand neben mir.

Den Würfel hielt sie fest, und ich hatte einen Arm um ihre Schulter gelegt. »Es klappt alles!« flüsterte ich. »Du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen.«

Myxin und Kara traten vor. Der kleine Magier trug wie immer seinen langen grünen Mantel, während Kara schon das Schwert mit der goldenen Klinge gezogen hatte und auf ihrem Gesicht bereits die starke Konzentration lag, die sie für eine solche »Reise« aufbringen mußte.

Ich wurde von ihm angesprochen. »Du weißt selbst, John, daß wir nur in die Nähe springen können. Von dort aus müßt ihr euch allein durchschlagen.«

»Das ist mir bekannt.«

»Ich wollte dich und die anderen nur noch einmal darauf hingewiesen haben.«

Danach bildeten wir den Kreis. Wir alle mußten miteinander Kontakt haben, damit Karas Magie sich auf jeden von uns übertragen konnte und wir die Chance bekamen, von ihrer Magie erfaßt zu werden.

Sie hatte beide Hände auf den Griff ihres Schwertes gelegt. Es war eine besondere Waffe, und sie hatte uns bei mancher Auseinandersetzung sehr geholfen.

Kara verengte die Augen zu Schlitzen. Ihre Konzentration steigerte sich, auch ich spürte schon das berühmte Flimmern, das sich vor meinen Augen ausbreitete.

Eigentlich hätte ich die Tür sehen müssen, sie war plötzlich nicht mehr da, und um uns herum verschwanden Zeit und Raum.

Zuletzt vernahm ich noch Alis erstaunten Ausruf. Er erlebte eine solche »Reise« zum erstenmal in seinem Leben.

***

Die beiden Schwarzen standen gebückt da und hielten gemeinsam eine Kiste fest. Als sie die Stimme des Truckers hörten, wurden sie so überrascht, daß sie gleichzeitig die Kiste losließen, so daß diese auf die Ladefläche polterte.

Nicky reagierte anders. Er hatte in diesen Augenblicken nur die Verantwortung getragen, wirbelte herum, starrte Chuck Everett an wie einen Geist und fing sich erst Sekunden später.

»Verdammt!« flüsterte er. »Du bist es. Ja, du bist es wirklich, du verkommener Landstraßenpirat.«

Erst jetzt wandten sich auch die Farbigen dem Trucker zu. Sie waren sprachlos, blieben gebückt, aber in ihre Augen trat ein lauernder Ausdruck.

»Ja, ich bin es«, erwiderte Chuck. Seine Stimme klang ruhig. Er spürte auch keine Angst, weil er den Kerlen gegenüberstand, die ihnfürchterlich zusammengeschlagen hatten.

Nicky streckte den Arm aus und krümmte den rechten Zeigefinger. »Komm doch mal näher!«

»Gern.« Chuck tat ihm den Gefallen. Zudem besaß er Platz genug, da der Truck bereits zur Hälfte leergeräumt worden war. Er geriet auch in den Lichtschein, so daß Nicky ihn genau anschauen konnte.

»Ich glaube, wir waren zu human!« flüsterte er rauh. »He, Freunde, seht euch mal diesen Bastard an. Der hat gar nichts abbekommen. Sein Gesicht sieht aus, wie…« Ihm fehlte der Vergleich, deshalb hob er nur die Schultern und kam zu einem anderen Thema.

»Ich glaube, der will noch mehr. Aber diesmal richtig.«

»Das glauben wir auch.«

»Stimmt es?« Nicky wandte sich wieder an Everett.

»Vielleicht.«

»Weshalb bist du gekommen, Trucker? Du weißt doch, daß du gegen uns nicht ankommst. Oder hast du Hilfe geholt?«

»Nein, ich bin allein.«

»Vielleicht hat er eine Kanone«, hetzte der Hellhäutigere der beiden Schwarzen.

»Auch nicht.«

»Wie großzügig von dir. Du bist ohne Kanone gekommen. Und was hast du dir dabei gedacht?«

»Ich werde euch einiges zurückzahlen«, erklärte der Trucker.

»Zwischen uns steht noch eine Rechnung offen.«

Da lachte Nicky. Er riß weit den Mund auf und ließ ein schrilles Geräusch hören. »Bisher habe ich nur gewußt, daß Trucker stur sind. Daß sie dabei noch lebensmüde sind, ist mir neu. Wirklich, das habe ich bisher nicht gewußt.«

»Ich weiß, was ich tue.«

»Nicky!« drängte einer der Typen. »Wir haben nicht viel Zeit. Wir sollten es ihm jetzt geben.«

»Ja, dafür bin ich auch. Zeigt ihm die Argumente.«

Sie kapierten und griffen nach hinten, wo sie ihre Waffen stecken hatten. Es waren unterarmlange Stahlrohre mit nur einer dünnen Schicht aus Metall, dafür im Innern mit einem harten Gummi gefüllt. Lässig wippten die Schlaginstrumente in ihren Händen, während sich auf den Lippen das Grinsen einer bösen Vorfreude abzeichnete.

»Verschwinden kannst du nicht mehr«, sagte Nicky. »Dein Pech, Freund.« Dann drosch er zu.

Nicky hatte hart geschlagen. Er wollte dem anderen die Waffe quer durch das Gesicht ziehen, um von Beginn an klarzustellen, wer hier das Sagen hatte.

Und er schaffte es. Schräg fuhr die harte Waffe gegen den Kopf des Truckers, aber dessen Schädel war noch härter.

Im nächsten Augenblick glaubte Nicky, in einem Horror-Kabinett zu

sein. Der Trucker stand vor ihm, ohne etwas zu tun, er blieb nur stehen, aber der Schläger bekam die volle Wucht seines Angriffs zurück. Er hatte plötzlich das Gefühl, als würde sein Arm in Flammen stehen, und er irrte sich nicht.

Aus der Waffe zuckte Feuer in seinen Arm hinein und erreichte die Schulter, wo sich der Strahl explosionsartig ausbreitete.

Das wilde Höllenfeuer hatte im Nu die gesamte Gestalt des Mannes erfaßt, einen Flammenkranz um sie geschlagen, der keinerlei Wärme abstrahlte.

Das war das Höllenfeuer!

Selbst Chuck Everett, der den Teufel inzwischen kennengelernt hatte, war von dieser Reaktion überrascht worden. Er sah den Weißen zusammenbrechen und hörte das laute Zischen der Flammen, die dafür sorgten, daß die Gestalt sofort verbrannte.

Innerhalb weniger Sekunden war nur noch ein Aschehäufchen zurückgeblieben, und das bläulich zuckende Feuer war so rasch verschwunden, wie es aufgeflammt war.

Der Satan hatte bewiesen, welche Macht er über die Menschen besaß, und selbst Chuck Everett fürchtete sich ein wenig. Er konnte sich diesen unheimlichen Vorgang nicht erklären, stand auf dem Fleck und starrte auf die Asche.

Wie auch die beiden Farbigen.

Sie waren knochenharte Brocken, abgebrühte Typen, die genau wußten, wo es langging. Totschläger, Erpresser, sogar eiskalte Mörder, wenn es um den Vorteil ging.

Was sie hier jedoch erlebt hatten, versetzte ihnen einen gewaltigen Schock, und sie schafften es auch nicht, sich aus dem Bann des eben Erlebten zu befreien.

Das Licht des Scheinwerfers war schräg nach oben gerichtet und fiel genau auf ihre Gesichter. Sie sahen noch bleicher aus, als sie es tatsächlich schon waren. Wie die Masken von Pantomimen, die dicht vor ihrem Auftritt standen und nur auf das Startzeichen warteten.

Chuck Everett fing sich als erster. Zunächst zuckten in seinem Gesicht einige Muskeln, dann begann er plötzlich zu lächeln und zog die Lippen so breit wie möglich. In seinen Augen glitzerte es, eine wilde Freude durchtoste ihn.

Kein Bedauern, wie es für einen Menschen eigentlich normal gewesen wäre. Dies wiederum zeigte, wie sehr er schon unter dem Einfluß des Höllenherrschers stand.

Für ihn zählte ein Menschenleben nicht mehr. Nur mit drei Dingen beschäftigte er sich noch.

Mit der Hölle, seiner Rache und seinem Auftrag, den er von dem Teufel bekommen hatte.

Zu einem Drittel hatte er die Abrechnung hinter sich gebracht.

Zwei Drittel lagen noch vor ihm.

Und diese beiden Drittel waren personifiziert. Er zählte die Farbigen dazu.

Langsam drehte er den Kopf. Sein Lächeln behielt er, und es verstärkte sich noch, als er in die Gesichter der Typen schaute. Noch nie zuvor hatte er Menschen gesehen, bei denen sich die Angst und das Grauen so deutlich abmalten wie bei ihnen.

Das war schon phänomenal und eigentlich unbeschreiblich. Die Männer schienen auf ihrer dunklen Haut eine zweite zu besitzen, die von oben nach unten rieselte.

Da zitterten Lippen, da bebten Hände, und es war, als hätten sie sich abgesprochen. Wie von selbst – und auch noch synchron – öffneten sich ihre Fäuste, so daß die beiden Waffen, die sie vorhin gezogen hatten, aus den Händen rutschen könnten.

Sie polterten zu Boden.

Neben ihren Füßen blieben sie liegen. Sie interessierten die beiden nicht mehr. Der Hellhäutigere schaffte es schließlich, sich ein wenig von dem Bann zu lösen.

Er streckte seinen rechten Arm aus, machte den Zeigefinger lang, wobei dieser noch immer zitterte, als er auf den Aschehaufen deutete. »Hast du… hast du das gesehen?« fragte er flüsternd.

Chuck hob die Schultern, holte eine Zigarette hervor und zündete sich das Stäbchen lässig an. Der erste Rauch strömte aus seinem Mund und in die Bahn des Scheinwerfers, wo er dicke Wolken bildete, die sich nur allmählich verteilten.

»Ja, das habe ich gesehen!«

Der Frager breitete die Arme aus. Seine Augen wurden sehr groß.

»Und?« krächzte er, um im folgenden Augenblick zu schreien.

»Und? Was sagst du dazu?«

»Nichts.«

Der Schwarze kicherte, während sein Kumpan allmählich grau vor Angst wurde.

»Warum sagst du nichts?« fuhr er Chuck an. »Verdammt, warum denn nicht?«

»Weil ich und er es so wollen.«

Der Schwarze schüttelte den Kopf. »Wieso er? Er ist doch tot. Liegt da als Asche.«

»Ihn meine ich nicht, sondern meinen Partner.« Jetzt lachte Everett, als er das überraschte Gesicht des anderen sah. »Ich habe einen Partner. Du kennst ihn, obwohl du ihn noch nie gesehen hast. Er wartet auf ihn!« Chuck deutete auf die Asche. »Er wartet auch auf dich und deinen miesen Kumpan.« Der Finger des Truckers zuckte zwischen den beiden Typen hin und her.

»Verdammt, wer ist es?« brüllte der Farbige.

»Der Teufel!«
Schlagartig hatte er die Antwort bekommen, konnte sie nicht fassen und trat einen Schritt zurück. Sein Blick veränderte sich wieder. Er wurde starr.
»Hast du gehört?« Everett ging auf ihn zu. »Ich habe vom Teufel gesprochen. Er hat mich unterstützt. Er ist sogar mein Freund geworden, und das werde ich dir beweisen. Er hat mich angeleitet, mich zu rächen. Ihr sollt sehen, daß ihr einen Freund des Höllenherrschers nicht so ohne weiteres zusammenschlagen könnt. Wer den Satan als Schutz bei sich weiß, der kann auch zurückschlagen.«
Der Neger wich zurück. Er brauchte nur in das Gesicht des anderen zu schauen, um erkennen zu können, wie ernst es dieser Trucker meinte. Gegen seinen Kumpan stieß der Farbige, die beiden kamen aus dem Gleichgewicht und fielen gegen die Kisten.
Dort blieben sie stehen.
»Nein!« flüsterten sie. »Nein, tu es nicht. Wir verschwinden, wir sagen nichts. Du kannst nicht…«
Chuck lachte nur. Bevor die anderen etwas unternehmen konnten, hatte er sich schon gebückt und die beiden Schlagstöcke an sich genommen. Diese Situation wollten die Neger ausnützen. Gemeinsam sprangen sie in dem Augenblick auf Chuck Everett zu, als dieser in die Höhe kam.
Wieder sah er die Sohlen der Turnschuhe auf sich zukommen.
Diesmal verspürte er keine Angst.
Die Treffer hätten einen normalen Menschen nicht nur durchgeschüttelt, sondern auch weit nach hinten und damit aus dem Wagen katapultiert. Bei Everett war es nicht der Fall.
Er stand trotz seiner gebückten Haltung wie eine Eins, und die beiden Kerle bekamen das Gefühl, gegen eine Betonsäule getreten zu haben. Sie schrien, zuckten zurück, behinderten sich wieder, und auf einmal waren die Flammen da.
Die Berührung mit dem Trucker hatte dieses Phänomen ausgelöst.
Bevor die Männer überhaupt wußten, wie ihnen geschah, wurden sie bereits vom Höllenfeuer umtanzt.
Die kalten, lodernden Zungen gaben einen grünlichblauen Schein ab, der sich in Windeseile weiterfraß und es auch schaffte, die beiden Körper zur gleichen Zeit zu zerstören.
Ja, sie wurden restlos vernichtet.
Da nutzte kein Schlagen, kein Wehren, die Farbigen hatten einfachnicht die Chance, dem vom Teufel entfachten Höllenfeuer zu entkommen. Sie vergingen.
Während der Widerschein des allmählich zusammenfallenden Feuers noch über Chucks Gesicht zuckte, schaute er fasziniert zu, wie seine

Gegner zu Asche wurden. Er spürte die gleiche innere Zufriedenheit wie bei dem ersten Mord, und er gestand sich ein, daß er ein echter Diener des Höllenfürsten war.

Auf Kräfte, wie er sie jetzt besaß, hatte er immer wieder gewartet.

So etwas war sein Traum gewesen, wenn er ehrlich gegen sich selbst war. Daß dieser Traum einmal in Erfüllung gehen könnte, damit hätte er niemals gerechnet.

Wie hatte ihm Asmodis noch gesagt?

Du bist unbesiegbar. Du bist, zusammen mit deinem Wagen, Satans Rammbock!

Und genau das wollte er sein. Ein Stoßkeil der Hölle, der alles zur Seite räumte, was sich ihm in den Weg stellte. Sein Ziel war vorgegeben, er würde es erreichen.

Auch die letzten Flammenreste sanken zusammen. Sie legten sich noch einmal waagerecht und tanzten nahezu verzückt über die Asche der beiden Toten.

Everett war zufrieden. Sogar sehr zufrieden, wie er durch das Reiben seiner Hände andeutete. Der Satan hatte ihn, den Menschen, wie mit einem schützenden Mantel bedeckt, und er würde ihm auch weiterhin den Schutz gewähren, den er verlangte. Dabei mußte er nur mehr der Linie des Teufels treu bleiben.

Das hatte er vor.

Chuck interessierte nicht mehr, was mit seiner Ladung geschah.

Vor zwei Stunden noch war er auf sie so stolz gewesen, jetzt kümmerte er sich nicht mehr darum. Und auch nicht um die Aschereste, die an drei verschiedenen Stellen der Ladefläche verteilt lagen.

Er sprang nach draußen.

Noch einen schnellen Blick warf er in den anderen Wagen. Dort stand die Hälfte der Kisten, die die drei Typen in der letzten halben Stunde ihres Lebens bereits umgeräumt hatten.

Everett reagierte völlig normal. Er wuchtete die Klappe hoch, zurrte die starken Halteleinen fest, überprüfte noch einmal deren Sitz und ging zurück zum Führerhaus.

Dabei fühlte er sich nicht einmal nervös oder eingeengt. Er war innerlich sehr gelassen, denn er vertraute auf die Kraft des Teufels, die auch auf ihn übergegangen war.

An der linken Seite des Wagens ging er entlang, warf noch einen Blick nach vorn, sah in die Dunkelheit und nahm auch den Geruch der Abgaswolken wahr. Das Zeug trieb quer über den Parkplatz, wo die Männer ihre Trucks abgestellt hatten.

Chuck öffnete die Tür. Gelassen nahm er die kleine Treppe und enterte das Führerhaus. Er hatte sich die Worte schon zurechtgelegt, denn er mußte sich schließlich bei seinem Meister bedanken, als ihm

die Sätze quasi im Hals steckenblieben, denn der Platz neben dem des Fahrers war leer.

Es gab keinen Teufel mehr!

Bevor Everett endgültig einstieg, schüttelte er noch den Kopf und wischte über seine Augen.

Die Leere blieb.

Es gab keinen Teufel mehr.

»Dann eben nicht«, murmelte er, stieg endgültig ein und hämmerte die Tür zu.

Ein selten erlebtes Gefühl der Zufriedenheit durchströmte ihn, als er hinter dem Steuer seinen Platz gefunden hatte. Auf einmal kam er sich unbesiegbar vor. Im Führerhaus saß er höher als andere Verkehrsteilnehmer. Er besaß den großen Überblick. Schon immer hatte ihm dies gefallen, doch jetzt überkam ihn zum erstenmal ein Gefühl der Macht.

Es war das Absolute, das Allergrößte, was er hier erlebte. Ihm konnte keiner etwas. Und er glaubte gleichzeitig daran, daß noch eine weitere Kraft hinzugekommen war, eine, die nicht vom Teufel direkt ausging und die auch nicht in seinem Körper steckte.

Es war einfach der Truck!

Genau er gab ihm das Gefühl einer dreifachen Sicherheit. Dieser Koloß aus Stahl, Rädern und Metall. Da war ein Zittern und Vibrieren in ihm, das Chuck in dieser Deutlichkeit noch nie gespürt hatte. Sogar jede Schraube seines Trucks war von diesem ungewöhnlichen »Leben« erfüllt, das sich ausbreitete und auch den Fahrer nicht verschont hatte.

Es war ein gutes Gefühl, wie Chuck zugeben mußte, und er störte sich auch nicht daran, daß er zu einem Menschenverächter geworden war. Was bedeutete ihm schon ein Leben.

Nichts, überhaupt nichts…

Und er war auch bereit, Leben zu vernichten. Wie viele es sein würden, konnte er jetzt nicht sagen, aber jeder, der versuchen wollte, ihn aufzuhalten, würde dies nicht schaffen.

Den Schlüssel hatte er wieder an sich genommen. Mit einer routinierten Bewegung schob er ihn in das Zündschloß, drehte ihn herum, und augenblicklich lief durch den Wagen ein Zittern.

Die Technik des Motors begann zu arbeiten. Die einzelnen Dinge waren gut aufeinander abgestimmt. Chuck gehörte zu den Leuten, die ihre Wagen selbst warteten und pflegten.

Wie immer warf er vor dem Start einen Blick in den Außen- und den Innenspiegel.

Als er in den Innenspiegel schaute, erschrak er bis ins Mark..

Eigentlich hätte er schreien müssen, das tat er nicht. Wahrscheinlich war er schon zu abgebrüht.

Er sah ein Gesicht.

Aber das war nicht sein eigenes, sondern ein gelblich schimmernder und matt glänzender Totenschädel…

Daß der Motor bereits lief, nahm er nicht wahr. Chuck Everett saß hinter dem Lenkrad wie eine Säule, schaute auf den Schädel und konnte nicht fassen, daß er es war, dem dieser häßliche Knochenkopf gehörte. Das mußte ein anderer sein.

Aber trug der den gleichen Hals oder das karierte Hemd unter der Jeansjacke?

Ja, dieser Totenkopf gehörte zu ihm, und Chuck stellte fest, daß ihn der Teufel noch stärker unter Kontrolle hatte, als er bisher geglaubt hatte. Der Satan konnte mit ihm machen, was er wollte, wobei es Chuck nicht gelang, sich ihm entgegenzustellen.

Der Anblick faszinierte und stieß den Mann gleichzeitig ab. Er traute sich kaum, die Arme zu heben, um nachzufühlen, aus welch einem Material der Schädel bestand. Ob weich oder hart, vielleicht auch gummiartig.

Er hob die Hände und preßte sie mit den Innenflächen gegen seine Wangen.

Es waren Wangen!

Chuck lachte. Wangen mit seiner Haut, sogar ein wenig warm, und keine blanken Knochen. Aber im Spiegel sah er den Schädel.

Leise begann er zu lachen, denn er begriff es nicht.

Und er begriff noch weniger, daß der Schädel, der sich im Innenspiegel abzeichnete, auf einmal verschwand, als wäre er zuvor nie dagewesen. Beinahe lässig zog er sich zurück, aber er schuf durch diesen Rückzug einem anderen Bild den Platz.

Es war der Schädel des Teufels!

Und den kannte der Mann. Nur hatte sich das Gesicht des Höllenfürsten jetzt verändert. Der Satan besaß die Gabe, sich in zahlreichen Verkleidungen und Gestalten zu zeigen. Die dreieckige Form hatte das Gesicht behalten, nur die Haut war eine andere geworden. Sie strahlte in einem dunklen, glühenden Rot, das die Farbe von eingetrocknetem und lackiertem Blut angenommen hatte.

Ein furchtbares Bild, noch schlimmer als der Totenschädel, den Chuck Everett zuvor gesehen hatte.

Nun konnte er zufrieden sein, daß es doch nicht sein Kopf war, der so aussah.

Er schaltete den Motor ab und beugte sich ein wenig nach vorn, weil er noch genauer in den Innenspiegel blicken wollte, wo sich der Mund des Satans bewegte und die ersten Worte formulierte, die er dem Trucker entgegenschleuderte.

»Wie fühlst du dich, Chuck?«

»Gut, sehr gut…«

Asmodis kicherte, bevor er fragte: »Leben die drei noch?«

»Nein, sie sind vernichtet.« Chuck ballte die Hände. »Das Feuer hat sie verbrannt.«

»Ja, es war mein Feuer. Flammen, die in der Hölle geboren wurden und übergriffen, so daß ich sie für dich dienstbar machen konnte, mein Lieber.«

»Danke.«

»Du brauchst dich nicht bei mir zu bedanken. Nicht mit Worten, allein durch Taten, denn sie zählen. Starte jetzt, denn bis zum Ziel sind es noch 200 Meilen, die mußt du hinter dich bringen. Hast du verstanden?«

»Ja, ich weiß. Und wenn mich jemand aufhält?«

Der Teufel begann krächzend zu lachen. »Aufhalten, sagst du? Dich kann keiner aufhalten. Nie würde es jemand wagen, diesen Truck, in dem mein Geist steckt, zu stoppen. Das ist unmöglich. Er schafft es nicht. Keine Polizei, kein Panzer, nicht einmal eine Rakete wird in der Lage sein, dich zu halten, wenn du es nicht willst.«

Chuck hörte staunend zu, und er glaubte fest daran, daß der Teufel nicht übertrieben hatte. Wer unter dem Schutz der Hölle stand, der konnte von einem Menschen nicht gestoppt werden.

»Du mußt alles verstanden haben«, sagte der Teufel zum Schluß.

»Was wünscht ihr Trucker euch noch?«

»Heiße Reifen!«

Asmodis lachte. »Ja, einen heißen Reifen wünsche ich dir ebenfalls. Einen sehr heißen sogar. Und jetzt ab!«

Im gleichen Moment verschwand seine Fratze aus dem Spiegel.

Chuck folgte der Aufforderung. Er startete, und der Motor lief sofort rund.

Langsam rollte der schwere Truck aus der Parktasche. Angespannt hockte sein Fahrer hinter dem Lenkrad, und das harte Grinsen lag wie eingegraben um seinen Mund.

Satans Rammbock war unterwegs!

Von der Kälte in die Wärme! So jedenfalls kam es mir im ersten Augenblick vor, denn die Temperaturen im Süden der Staaten lagen doch höher als auf der Insel.

Die Rede ist von Texas!

Ein Staat mit Geschichte. Ein Land, in dem der Western praktisch seine Wiege gehabt hatte. Und heute blühte in Texas der Kapitalismus.

Da brauchte man nur an die Serie »Dallas« zu denken, deren Akteure manchmal sogar untertrieben reagierten, da die Wirklichkeit oft noch härter war.

Das Sanatorium lag auf halber Strecke zwischen zwei großen Städten. Einmal Dallas im Norden und San Antonio im Süden. Man konnte diese Gegend als Parklandschaft bezeichnen, aber die war nicht normal gewachsen, sondern künstlich angelegt worden in einer

sonst wüstenähnlichen, weiten und von Bergen umrahmten Landschaft, auf die im Sommer eine gnadenlose heiße Sonne brannte.

Wir standen also in einem Park. Und er gehörte bereits zu dem Grundstück, auf dem das Sanatorium lag. Myxin und Kara hatten es durch ihre Magie tatsächlich geschafft, uns näher an das Ziel heranzubringen, als eigentlich vorgesehen war.

Deshalb lobte ich die beiden auch.

Sie nahmen es lächelnd zur Kenntnis, blieben ansonsten ernst und wollten sich wieder zurückziehen.

»Aber was ist mit mir?« fragte Ali.

»Dich nehmen wir mit«, erwiderte Kara.

Ali staunte. »Und wohin?«

»Wolltest du nicht nach Frisco?«

»Ja, das schon.« Er war so überrascht, daß er nicht mehr weitersprechen konnte, sich von mir verabschiedete und Tränen in seinen dunklen Augen schimmerten. »Wirst du mich besuchen kommen, John?« erkundigte er sich mit gepreßt klingender Stimme.

»Ganz bestimmt«, erwiderte ich, »da es jemand gibt, mit dem auch wir noch eine Rechnung zu begleichen haben.«

»Wie heißt er denn?«

»Shimada. Von ihm wird dir Yakup sicherlich berichten. Grüße ihn von uns.«

»Das werde ich.«

Ali verabschiedete sich auch von Bill und Suko. Uns wünschten Kara und Myxin noch viel Glück. Die Schöne aus dem Totenreich wandte sich an Jane Collins.

»Ich glaube fest daran, daß du es schaffen wirst, Jane. Wirklich.«

»Man wird sehen.«

Es waren die letzten Worte, die Kara gesprochen hatte. Wenig später sahen wir die Umrisse der beiden Atlanter und die des Jungen Ali verschwimmen, dann waren sie weg.

Wir blieben zurück.

»So«, sagte Bill Conolly und rieb sich die Hände. »Einen großen Teil haben wir geschafft. Wie geht es weiter?«

Ich deutete nach vorn. Das Haus sahen wir. Eine blasse Sonne stand in einem ebenfalls blaßblauen Himmel und schickte ihre Strahlen gegen einen weißen, im Haziendastil erbauten Bungalow, der sehr breit die lange Hügelkuppe bedeckte. Zahlreiche Wege führten dort hin. Im schrägen Winkel zu diesem Sanatorium sahen wir die Wirtschaftsgebäude und auch einen großen Parkplatz.

Die Stille fiel auf. Hier konnten sich Menschen tatsächlich nach einer schweren Krankheit erholen.

Plötzlich lachte Bill.

»Was hast du?« fragte Suko.

»Was meinst du, mein Lieber, wie die sich im Land des Autos wundern werden, wenn wir zu Fuß ankommen.«

»Was wollen wir ihnen sagen?«

»Nichts«, erwiderte Bill. »In Texas ist man eben Verrücktheiten gewöhnt. Da passiert immer etwas.«

»Dann bin ich ja zufrieden.«

»Kannst du auch.«

Nach diesem Gespräch machten wir uns auf den Weg. Wir schritten durch einen Palmenwald. Überall verteilt sahen wir Teiche.

Von den Bergen wehte ein kühler, für uns angenehmer Wind, und wir brauchten endlich mal nicht über Schnee oder Glatteis zu laufen.

Es war einfach wunderbar.

Rekonvaleszenten kamen uns entgegen. Die Männer und Frauen gingen über gepflegte Wege. Sie schritten langsam, grüßten freundlich, und ich entdeckte bei ihnen so teure Pelzmäntel, wie ich sie noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte.

Nach einer Weile erreichten wir auch den Hauptzufahrtsweg, der direkt zum Haus führte. Hier war Lärm verboten. Es durfte auch nicht gehupt werden, und das Personal saß in kleinen Elektroautos, die auf mich wie übergroße Spielzeuge für Erwachsene wirkten.

Wer den Hügel nicht hinaufgehen wollte, konnte sich mit einem schräg am Hang laufenden gläsernen Lift fahren lassen. Das war wirklich ein sagenhafter Service.

Jane ging neben mir. Sie hielt mit einer Hand den Würfel, die andere hatte sie in meine gelegt. Klar, daß in ihr die Angst wuchs.

Ich hätte dieses Gefühl ebenfalls gehabt.

Ihre Finger zitterten. Obwohl Jane einen Wollmantel trug, der fest geschlossen war und im unteren Drittel noch enger zulief, fror sie doch.

»John, ich habe Angst!« hauchte sie.

»Es wird trotzdem nichts schiefgehen.«

»Das sagst du so, aber ich kann nicht daran glauben. Was passiert denn, wenn man mir den Würfel nimmt, um das andere Herz einzusetzen. In diesem Augenblick bin ich wehrlos, da kann alles zu Ende sein.«

»Die Ärzte sind bereits informiert. Auch sie werden sich ihre Gedanken gemacht haben.«

»Sicher, aber das ist nicht so wie bei einem normalen Patienten. Ich dürfte ja gar nicht mehr leben«, sagte sie gequält.

»Laß es bitte darauf ankommen.«

»Bleibt mir ja nichts anderes übrig.«

Wir hatten mittlerweile den Eingang erreicht. Es war gewaltig.

Von beiden Seiten liefen breite Auffahrten genau an diesem Ort vor der großen Glastür zusammen.

Bill Conolly nickte uns zu. Wir verstanden das Zeichen, blieben für einen Moment zurück und ließen den Reporter als ersten gehen.

Als sein Fuß einen Kontakt berührte, bewegte sich die Scheibe. Beinahe lautlos rollte ein Teil von ihr zur Seite, und wir konnten in eine mit weichem Teppichboden und Sitzinseln ausstaffierte Halle gehen, die eines Luxushotels zur Ehre gereicht hätte.

Es war tatsächlich imposant. Wir wurden von dieser Pracht zwar nicht erschlagen, aber das Gefühl, sich in einem Krankenhaus oder Sanatorium zu befinden, kam erst gar nicht auf.

»Gefällt es dir hier?« fragte ich Jane.

»Wir werden später weitersehen.«

Suko schaute sich ebenfalls um. Er hatte seine Lippen leicht nach unten gezogen, ich fragte nach dem Grund.

»Wenn ich daran denke, wie viele Menschen in veralteten Krankenhäusern liegen, könnte ich hier auf den Teppich spucken. Amerika ist eben was für Reiche.«

Da hatte er recht. Auch ich hätte es lieber gesehen, wenn wir Jane in einem normalen Krankenhaus hätten behandeln lassen können, so etwas war leider nicht möglich.

Bill hatte sich inzwischen mit einer Schwester oder Portiersfrau unterhalten, die an der Anmeldung stand und in einem Buch nachschaute, dessen Ledereinband mir auffiel.

»Ja, natürlich«, hörten wir ihre Stimme. »Sie kommen aus London wegen einer Operation.«

»Ja.«

»Hatten Sie einen guten Flug?«

Bill nickte. »Kann man wohl sagen. Sogar sehr kurz war er.«

Die Schwester begriff nichts und schaute daher ein wenig irritiert aus der Wäsche, so daß ich mir ein Grinsen nicht verkneifen konnte.

Dann griff sie zum Telefon, sprach mit irgend jemandem und bedeutete uns, noch einen Moment Platz zu nehmen.

»Wenn Sie eine Erfrischung wollen, ich lasse gern servieren.«

»Kaffee könnte nicht schaden.«

Wir waren einverstanden, bis auf Jane. »Für mich bitte nichts.«

Wir fanden unsere Plätze in einer der Ruheinseln, bekamen sehr schnell den Kaffee und schenkten ihn aus den silbernen Kannen in Tassen aus hauchdünnem Porzellan.

»Wie lange werdet ihr bleiben?« fragte Jane.

»Bis du es hinter dir hast.«

Sie schaute mich erstaunt an. »Willst du Wochen oder Monate hier verbringen?«

»Nein, das hatte ich nicht vor.«

»Aber so lange wird es dauern.«

Ich ließ meine Tasse sinken. »Jane, vergiß alles, was mit einem

normalen Kranken zusammenhängt, denn du bist anders. Bei dir muß es auch anders laufen.«

»Wie?«

»Wir haben keine Zeit, dich lange untersuchen zu lassen. Die Operation kann meinetwegen heute schon starten. Vergiß nie, wer den Würfel alles in seine Klauen bekommen will.«

»Heute?« fragte Jane.

»Ja, je früher, desto besser. Die andere Seite soll erst keine Chance haben, sich formieren zu können. Wir müssen uns beeilen, Jane. Das sage ich dir nicht nur so.«

Sie beugte sich vor. Den Würfel hielt sie mit beiden Händen fest.

»Du bist doch kein Arzt.«

»Nein!« mischte sich Bill ein. »Aber der weiß Bescheid.«

Jane war erstaunt. »Und wie hat er als Wissenschaftler reagiert?«

Der Reporter lachte leise. »So gut wie überhaupt nicht. Ich habe ihn nur gebeten, keine Fragen zu stellen. Diese Operation, Jane«, Bills Stimme wurde drängend, »läuft unter dem Siegel einer großen Geheimhaltung ab. Hast du verstanden?«

»Natürlich.« Sie senkte den Kopf. Ihre Lippen zuckten. Ich merkte ihr an, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte und bat sie, es sofort auszusprechen.

»Ja, John, da ist noch etwas. Was passiert, wenn ich während der Operation angegriffen werde?«

»Das kommt auf den Angriff an, auf die Art, wie sie versuchen wollen, zuzuschlagen.«

»Und dann?« Jane ließ nicht locker.

Meine nächste Antwort hatte ich mir sehr genau überlegt. »Wäre vielleicht die Möglichkeit gegeben, den Würfel einzusetzen.«

»Du würdest das machen?«

»Unter Umständen ja.«

Jane sah Bill an, anschließend Suko, danach wieder mich. Sie erkannte auch den Ernst in den Gesichtern der Freunde und hob die Schultern. »Dann muß ich wohl alles an mich herankommen lassen«, sagte sie leise.

Das mußte sie tatsächlich, doch zunächst kam ein Mann im blütenweißen Kittel quer durch die Halle.

»Das ist Professor Brian Prescott«, flüsterte Bill. »Er wird die Leitung der Operation übernehmen.«

Der Mann, der mit forschen Schritten unseren Tisch ansteuerte, gehörte nicht zu den Typen, die in einen Arztroman gepaßt hätten, wo der Herr Professor immer so seriös und vertrauenserweckend wirkte. Dabei mußte er natürlich noch gut aussehen.

Professor Prescott konnte man als schmal und mager bezeichnen.

Das rötlichblonde Haar trug er gescheitelt. Man sah ihm an, daß es

frühereinmal dichter gewesen war. Kluge Augen schauten uns durch eine schmale Brille an, und als sich der Professor bei uns jeweils mit einem Händedruck vorstellte, spürten wir förmlich die Energie, die in ihm steckte.

»Und mit Ihnen habe ich also gesprochen?« fragte er Bill.

»Okay. Wir werden später noch über alles reden.« Vor Jane Collins blieb er länger stehen. »So hübsch hätte ich mir meine neue Patientin gar nicht vorgestellt«, sagte er zur Begrüßung und lächelte.

»Sie also sollen der nächste Mensch auf der Welt sein, der ein künstliches Herz bekommt. Ich werde mein Bestes tun.«

»Danke, Sir.«

Der Professor ließ Janes Hand los und drehte sich um. »Dann darf ich Ihnen vielleicht die Patientin entführen?«

»Was haben Sie mit ihr vor?«

Er blickte mich erstaunt an. »Untersuchungen, das werden Sie verstehen. Wir können nicht sofort mit der Operation anfangen.«

»Hatten Sie denn überhaupt eine Zeit festgesetzt?« wollte Bill Conolly wissen.

»Das hatte ich in der Tat. Die Beobachtung dauert einige Tage, dann die Voruntersuchungen, die Reaktionstests…«

Bill schüttelte den Kopf, ich winkte gleichzeitig ab, und auch Suko lächelte wissend.

Professor Prescott zeigte sich durch unsere Reaktionen irritiert.

»Was haben Sie?«

Ich übernahm das Wort. »Professor, Sie haben hier zwar einen normal aussehenden Mensch vor sich, aber dieser Mensch ist kein normaler Mensch. Sie verstehen?«

»Nein, nicht.«

»Dann will ich es Ihnen sagen. Vorweg einmal, wir haben nur sehr wenig Zeit. Es geht hier wirklich um unglaubliche Dinge, die Sie als Mediziner möglicherweise irritieren werden, aber lassen Sie sich gesagt sein, daß es so etwas gibt…«

»Mr. Conolly, mit dem ich am Telefon sprach, deutete so etwas bereits an…«

»Und ich möchte noch einmal mit aller Deutlichkeit darauf hinweisen.«

»Hm!« machte Prescott. Er nahm seine Brille ab und schaute auf die Gläser. »Es ist besser, wenn wir uns in meinem Büro unterhalten. Kommen Sie bitte mit.«

Bill ging neben ihm, während ich bei Jane blieb.

»Ob der Arzt Schwierigkeiten machen wird?« fragte sie leise.

»Ich hoffe nicht.« Meine Stimme klang nicht mehr so optimistisch wie noch vor einer halben Stunde. Nicht daß ich dem Professor nicht traute, aber irgend etwas braute sich über unseren Köpfen zusammen.

Unsere Gegner schliefen bestimmt nicht…

***

Nein, die schliefen nicht.

Sie waren unterwegs. Zwar nur einer, aber mit der Kraft der Hölle erfüllt. Ein manipuliertes Gebilde der modernen Technik, versehen mit dem Atem der Hölle.

Satans Rammbock!

Trucker on the road! Dieser Ausspruch war auch für den Fahrer namens Chuck Everett das Höchste überhaupt gewesen. Doch das war eine Weile her, jetzt dachte er an seinen neuen Job.

Er fuhr zwar noch immer seinen Laster, aber seine Gedanken beschäftigten sich mit einem anderen Thema.

Dem Teufel!

Sehr oft hatte er in den Innenspiegel geschaut, wo er förmlich hoffte, das Gesicht seines großen Meisters noch einmal erscheinen zu sehen, aber der Satan hatte sich ihm nicht gezeigt. Er blieb weiterhin im Hintergrund und überließ seinem Diener die Initiative.

Das Ziel war klar.

Es lag in Texas, diesem gewaltigen Staat, über den so viel geschrieben wurde, und der auch jetzt noch seine eigenen Gesetze besaß, die zumeist durch das Öl geprägt waren. In keinem anderen Staat waren so viele Tankwagen unterwegs.

Die endlos erscheinende Weite des Landes hatte den Trucker längst verschluckt. Er sah vor sich die Straße. Ein breites Band, das ihm wie eine Rolle vorkam, von der immer mehr aus der Dunkelheit gerissen wurde, da das Licht der Scheinwerfer nur bis zu einer bestimmten Grenze reichte. Er war die Nacht durchgefahren, denn der Kampf auf dem Rastplatz hatte ihn sehr viel Zeit gekostet.

Irgendwann in den Morgenstunden, die Sonne war noch nicht zu sehen, erreichte er den großen Highway-Kreisel bei San Antonio.

Dort mußte er sich einordnen, denn nun führte der Weg in Richtung Norden. Es gab eine direkte Verbindung nach Dallas, die wollte er nicht nehmen, sondern auf Nebenstraßen ausweichen, die ebenfalls gut ausgebaut waren. Sein Ziel lag in der Nähe von Cameron, deshalb mußte er noch vor Austin den Highway verlassen.

Jetzt sah er die Sonne.

Bisher hatte sie sich versteckt gehalten, doch sie tauchte schüchtern aus dem Meer der Dunkelheit auf.

Ein Blick auf den Tankanzeiger bewies dem Trucker, daß er Sprit nachfüllen mußte. Der nächste. Rasthof, dem auch eine große Tankstelle angeschlossen war, lag nur zehn Meilen entfernt.

Den fuhr er an.

Um San Antonio herum hatte der Betrieb zugenommen. Hier waren

besonders viele Trucker unterwegs, die auf der langen Fahrbahn wie rollende Kästen wirkten und aufstrahlten, wenn ihre schimmernde Blechhaut von den Sonnenstrahlen getroffen wurde.

Die Raststätte erschien. Noch war sie ein Meer von bunten Lichtern. Umgeben vom Dröhnen der Motoren, eingebettet in Abgaswolken.

Hier übernachteten zahlreiche Trucker auf dem Weg zur Küste oder in den Norden. Die Raststätte bot allen Komfort, und auch Chuck Everett wollte ein wenig essen. Er verspürte zwar keinen großen Hunger, derkonnte aber schlagartig kommen, das wußte er.

Der Tankwart ließ seinen Blick über den schweren Wagen gleiten und schaute auf Chuck, der ausgestiegen war.

»Ist was?«

»Nein, nein«, sagte der Mann mit dem Schlauch. »Alles okay, Mann. Warst lange unterwegs, wie?«

»Ja, sehr lange.«

»Und wohin?«

»Nach Norden.« Everett hatte keine Lust, noch weitere Fragen zu beantworten. Er ging in das Kassenhaus, zahlte die Rechnung und rollte zum Parkplatz, über den soeben die ersten Sonnenstrahlen huschten. Sie gaben ihm einen unwirklichen, goldenen Glanz.

Über dem Eingang der Raststätte war der Kopf eines Cowboys abgebildet. Natürlich aus Leuchtstoffröhren. Der Cowboy grinste breit, während er Kaffee trank.

Darauf freute sich Chuck auch.

Er kam in das lange Restaurant, das im Western-Stil eingerichtet war. Die Mädchen trugen ebenfalls Western-Kleidung und Cowboy-Hüte.

Ihre Blusen waren ziemlich weit ausgeschnitten, so daß mancher Trucker einen guten Einblick bekam, wenn ihm die Bedienung das Essen servierte.

Chuck ging nicht an die Bar. Er nahm an einem Fenstertisch Platz, bestellte Kaffee und ein Spezialfrühstück. Viel Schinken und Orangensaft.

»Sehr wohl, Sir.«

Das Mädchen verschwand. Man war hier auf eilige Gäste eingestellt, deshalb kam die Kleine auch schnell wieder. Chuck beachtete sie überhaupt nicht. Er hatte eine Zeitung gefunden und blätterte sie durch. Etwas Interessantes fand er nicht. Er aß, trank und schaute hin und wieder nach draußen. Er hatte sich so hingesetzt, daß er seinen Wagen im Blickfeld hatte, auch die beiden Uniformierten der Highway Police, die so lässig über den Parkplatz schlenderten.

Wer zu dieser Truppe gehörte, kam sich vor wie ein kleiner Gott.

Allein die Sonnenbrillen, die Coltgürtel, die großen Hüte, sie verliehen diesen Typen ein immenses Selbstbewußtsein. Aber noch schlimmer waren die Sheriffs in den kleinen Städten oder Dörfern.

Die besaßen in ihrem Revier eine fast unumschränkte Macht.
Weshalb sich die beiden Polizisten besonders Chucks Wagenanschauten, wußte er nicht. Er war sich keiner Schuld bewußt, das heißt, er hatte einige Male die Geschwindigkeitsbeschränkung nicht eingehalten, und das konnte Ärger geben.
Chuck blieb ruhig. Er wußte ja, wer ihn schützte. Die Polizisten wußten es nicht.
Kalt war sein Grinsen, als er das Glas zum letztenmal geleert hatte, etwas Kleingeld für die Bedienung liegenließ, aufstand und zur Kasse ging, um dort zu zahlen.
Eine Zeitung nahm er sich noch mit und verließ die Raststätte. Inzwischen war die Sonne voll zu sehen. Sie stand zwar nicht so hoch wie im Sommer, dennoch schien die Raststätte und der sie umgebende Parkplatz im Licht des Himmelskörpers regelrecht zu explodieren, so grell waren die Strahlen der Texas-Sonne.
Einige Trucker hielten sich deshalb länger im Freien auf und tranken dort ihren Kaffee.
Die beiden Polizisten waren noch da. Und sie hielten sich verdammt nah an Chucks Wagen auf. Sie taten so unbeteiligt, daß es schon verdächtig wirkte.
Die anderen Trucker beobachteten die beiden aus kalten Augen.
Bullen waren bei ihnen verhaßt.
Chuck hatte keine Zeit. Er mußte weiter, denn der Teufel hatte ihm auch eine Frist gesetzt. Aus diesem Grunde konnte er nicht warten, bis die Typen verschwunden waren.
Er schlenderte auf seinen Wagen zu und geriet in das direkte Sichtfeld der Polizisten. Deren Augen waren hinter den dunklen Gläsern verborgen. Die Männer taten nichts. Einer spielte mit seinen Handschuhen, der andere grinste nur.
Als Chuck die Fahrertür aufgeschlossen und aufgezogen hatte, setzten sich auch die Polizisten in Bewegung. Sie gingen nebeneinander. Ihre Arme schwangen dabei, und die rechten Hände blieben stets in Nähe ihrer Waffen.
Chuck wußte Bescheid. Wenn Highway-Polizisten so auf einen zukamen, hatte das nichts Gutes zu bedeuten. Er wollte trotzdem einsteigen, doch die Stimme hielt ihn zurück.
»Hi, Trucker!« Everett drehte den Kopf und setzte einen fragenden Blick auf. »Ja, dich meinen wir.« Chuck stieg wieder auf den Asphalt, ließ die Tür aber offen und fragte:
»Meint ihr mich?«
»Wen sonst?« Gesprochen hatte der etwas dickere Typ, der seinen Bauch nicht verbergen konnte. Sein Kollege war schlanker. Sein Kinn wirkte wie eine Felskante, so scharf sprang es aus dem Gesicht hervor.
»Was ist denn?«

»Du hast einen tollen Wagen, wirklich.« Der Sprecher strich mit der Hand über die offene Außenseite der Tür. »Gehört er dir?«

»Ja.«

»Noch nicht bezahlt, wie?«

»Genau.«

»Kenne ich. Ja, da muß man sich sputen, um die Jobs ausführen zu können, sonst gibt es Ärger. Manche Trucker sputen sich einfach zu sehr. Du gehörst auch dazu. Kennst du eigentlich die Meilen-Grenze?«

»Sicher.«

»Dann hast du sie bewußt überschritten.« Der Sprecher grinste breitund sicher.

Sein Kollege ebenfalls. Die beiden schienen frustriert zu sein. Unter den Blicken anderer Trucker wollten sie am frühen Morgen ein Exempel statuieren.

Chuck hob die Schultern. Er war innerlich sehr ruhig. Es kam oft auf die Laune der Leute an, ob sie einen mitnahmen oder weiterfahren ließen. Hier würden sie ihn sicherlich mitnehmen, allein, um sich nicht zu blamieren. Und dann wollten sie den anderen Angst einjagen.

»Gib mir mal die Papiere.«

»Die sind drin.«

»Dann hol sie.«

»Okay.« Chuck drehte sich um. Keiner sah das Grinsen auf seinem Gesicht, und niemand erriet seine Gedanken. Jetzt würde es sich zeigen, ob der Teufel nicht zuviel versprochen hatte. Fahrer und Wagen waren so etwas wie eine uneinnehmbare Festung, wenn man den Worten des Höllenherrschers Glauben schenken sollte. Eben Satans Rammbock. Und er würde bestimmt seine erste Bewährungsprobe bekommen, wenn das alles so weiterlief.

Die beiden Polizisten blieben neben dem Truck stehen. Sie waren sich ihrer Sache sicher. Einer schaute sogar in die Runde und blickte zu den anderen Fahrern hin.

Inzwischen hatte Chuck seinen Sitz erreicht. Blitzschnell schob er den Schlüssel in das Schloß und drehte ihn noch im gleichen Moment.

Sofort sprang der Motor an.

Er gab ein lautes, hämmerndes Geräusch von sich, Chuck erinnerte es an das Brüllen aus der Hölle.

Aus dem linken Augenwinkel nahm Chuck noch die überraschten Gesichter der beiden Polizisten wahr und hämmerte die Tür zu.

Dann startete er.

Selbst durch das Brüllen des Motors vernahm er noch die Schreie der wütenden Männer. So etwas war ihnen noch nie passiert. Da jagte einer mit dem Laster davon. Das war nicht möglich, das konnte einfach nicht sein, und der Sprecher der beiden Highway-Polizisten wurde plötzlich sehr aktiv.

Bevor der Wagen noch richtig in Fahrt war, startete er schon und stellte sich dem gewaltigen Ungeheuer in den Weg. Seine Waffe hatte er auch gezogen, und wenn der andere nicht stoppen wollte, würde er schießen.

Chuck lachte.

Er hatte es überhaupt nicht gewollt, es drang einfach aus ihm hervor, denn ein anderer, der Teufel, diktierte seine Handlungen. Er lachte laut, verzog das Gesicht und sah den Polizisten breitbeinig in einer leeren Parktasche stehen.

In der rechten Hand hielt der Mann seinen Revolver. Die Sonnenbrille war ein wenig verrutscht, so daß der Kerl lächerlich wirkte.

Mit der linken Hand wedelte er. Ein Zeichen, daß Chuck stoppen sollte.

Das tat er nicht.

Voll hielt er drauf!

Und er sah plötzlich das Erschrecken auf dem Gesicht des Polizisten. Es war eine Mimik, die nicht allein dadurch entstanden war, daß der Wagen auf ihn zurollte, nein, dieses Entsetzen mußte noch einen anderen Grund haben.

Und den sah Chuck für den Bruchteil eines Augenblicks, als er sein Gesicht im Innenspiegel entdeckte.

Es hatte sich verändert.

Wieder wuchs ein gelblicher Totenschädel auf seinem Hals, und den mußte auch der Mann gesehen haben, wenn nicht noch mehr.

Nur noch wenige Yards trennten den Truck von dem Highway-Polizisten. Der hatte sein Entsetzen noch nicht überwunden, schrie etwas, das wohl nur er verstand, und schoß.

Er drückte mehrmals hintereinander ab. Chuck sah vor der Mündung die kleinen Flämmchen tanzen und bekam auch den Einschlag der Kugeln mit. Der Polizist zielte auf die breite Frontscheibe und damit auch auf den Fahrer.

Wie hatte man ihm gesagt?

Weder Kugeln, Panzer noch eine Rakete können dich stoppen.

Und erst recht keine Geschosse aus einem Revolver. Chuck mußte lachen, denn er bekam genau mit, wie die Kugeln gegen die Scheibe schlugen, sie aber nicht zerstörten, sondern abprallten und als deformierte Querschläger aus Blei durch die Gegend sirrten, um irgendwo anders einzuschlagen.

Das letzte, was Chuck noch von dem schießenden Polizisten sah, war dessen verzerrtes Gesicht, dann verschwand der Mann unter den breiten Reifen des Trucks, und Everett spürte das Hindernis nicht einmal. Er raste weiter, hielt das Lenkrad umklammert, lachte, lachte und lachte. Sein gellendes Gelächter erfüllte das Führerhaus, und der

schwere Wagen wurde von seinem Fahrer direkt in die große Scheibe der Sonne gesteuert. So jedenfalls sah es aus.

Er fuhr, und er warf auch einen Blick in den Rückspiegel, um zu sehen, was hinter ihm los war.

Dort herrschte das Chaos. Von dem überfahrenen toten Polizisten sah er nichts mehr. Die ihn umstehenden Personen nahmen dem Trucker jegliche Sicht auf den Toten. Der zweite Polizist rannte wie ein aufgescheuchtes Huhn zu seinem Wagen.

Everett wußte genau, was er tun würde. Der Kerl gab Alarm, würde die Nummer durchgeben, und in halb Texas bekamen die Kollegen Bescheid, wen sie zu jagen hatten.

»Sollen sie ruhig!« knirschte der Trucker. »Satans Rammbock schafft sie alle. Ja, alle!«

Dann gab er Gas…

***

Ich hatte selten bei einem Menschen ein so besorgtes und auch verständnisloses Gesicht gesehen wie bei Professor Prescott nach unserem Gespräch.

Er konnte es einfach nicht fassen, als er uns drei zur Seite genommen hatte. Jane Collins wurde bereits zur Operation vorbereitet. Nie würde ich ihren letzten Blick vergessen, den sie mir beim Abschied und auf der fahrbaren Trage liegend, zugeworfen hatte.

Auch in meinem Hals hatte ein Kloß gesessen. Ich brachte keinen Ton heraus.

Es hatte uns große Überzeugungskraft gekostet, um den Professor für eine schnelle Operation zu gewinnen. Zudem mußten wir dann ein Schreiben unterzeichnen, das den Mann von jeglicher Verantwortung unterband, falls es schiefgehen sollte.

Er hatte nicht begreifen können, daß eine Person ohne Herz und nur durch magische Kräfte am Leben geblieben war, und er hatte auch gefragt, weshalb sie nicht so weiterleben wollte, von uns aber nurausweichende Antworten bekommen, denn wir sahen darin keinen Sinn, ihn in den gesamten Komplex einzuweihen.

Er wußte auch, welchen Beruf wir hatten. Dies hatte ihn ein wenig positiver gestimmt.

Auch er mußte sich vorbereiten, und nach dem Gespräch mit ihm trennten wir uns.

Suko und ich verließen das Sanatorium, um in den Park zu gehen.

Bill wollte mit London telefonieren, um seiner Frau Sheila zu erklären, daß alles in Ordnung war.

Wir genossen die frische Luft.

Man konnte diesen Winter im mittleren Texas als herrlich bezeichnen. Ich umschrieb diese Temperaturen mit dem Wort

Frühling. Zudem hielten wir uns nicht als einzige Personen in dem Park auf.

Zahlreiche Spaziergänger bevölkerten die Wege oder hatten sogar auf den weißen Bänken Platz genommen, eingewickelt in Decken, betreut von lächelnden Krankenschwestern.

Hier mußte man sich vorkommen wie auf einer Insel. Lärm oder Geräusche drangen nicht bis in den Park. Die Kranken waren hervorragend abgeschirmt, so daß sie sich wirklich tief und anhaltend erholen konnten. Auch Jogger sahen wir. Man ließ sie jedoch nicht allein laufen. Ein Pfleger begleitete sie ständig. Er war ausgerüstet mit einem Meßapparat, so daß wir davon ausgehen konnten, daß dieses Joggen zur Therapie gehörte.

Auf einer schmalen Bank nahmen wir Platz. Vor uns stand ein runder Tisch. Seine Platte war schon gereinigt worden. Jemand kam und fragte, ob wir etwas trinken wollten.

Wir winkten ab.

Der junge Mann ging wieder. Unser Blick fiel über einen weiten Rasen. Wenn wir selbst nicht sprachen, hörten wir aus einem anderen Teil des riesigen Parks ein gedämpftes Klacklack. Dort spielten einige Patienten Tennis.

»Das wäre mir hier zu ruhig«, sagte ich.

»Du brauchst Action, wie?«

»Ja.«

Suko hob die Schultern. »Sei doch froh, daß du mal deine Ruhe hast. Theater bekommen wir genug.«

»Sicher.« Ich hatte den Kopf gesenkt und blickte auf meine Kniescheiben, die dicht nebeneinander lagen.

Suko wollte mich nicht Trübsal blasen lassen und hielt deshalb die Unterhaltung aufrecht. »Sag mal, John, liebst du sie eigentlich noch immer? Ganz ehrlich.«

Ich schaute hoch und Suko schräg dabei an. »Wie meinst du das?«

»So wie ich es gesagt habe.«

»Weißt du«, erwiderte ich leise und dabei die Schultern hebend.

»Ich glaube, es ist nicht mehr so wie früher. Es kann einfach nicht so sein. Ich bin keine Maschine. Es hat sich zuviel geändert. Von Liebe kann man nicht mehr reden. Dazu gehört auch Vertrauen. Und kann ich Jane das noch entgegenbringen?«

»Als sie eine Hexe war, nicht. Mittlerweile hat sich einiges ge ändert. Und wenn die Operation gut verläuft und sie tatsächlich mit einem Herz aus Aluminium existieren kann, würde sie dann ihren Job wieder aufnehmen und als Detektivin arbeiten?«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, gab ich ehrlich zu.

»Aber ich kann es mir nicht vorstellen.«

»Wieso nicht?«

»Weil sie einfach eine andere Konstitution bekommt. Oder glaubst du, sie würde mit einem künstlichen Herzen noch ebenso reagieren können wie vor ihrer Zeit als Hexe?«

»Nein.«

»Sie muß sich schonen, sie wird liegen müssen, Nachbehandlungen bekommen, was weiß ich.«

»Das wird ihr kaum passen«, meinte Suko.

»Kann ich mir vorstellen. Ihr wird nur nichts anderes übrigbleiben. Jane muß sich umstellen.«

»Was wird sie zu Glenda und dir sagen?«

»Gar nichts. Jane hat dazu kein Recht. Wir sind erwachsene Menschen. Nein, Suko, das ist nicht das Problem. Jane muß mit sich selbst fertig werden. Es wird schwer genug sein. Da hat sie keine Zeit, sich um andere Dinge zu kümmern, mögen diese auch noch früher so interessant gewesen sein, wie du ja weißt.«

Bill kam quer über den Rasen. Er lief locker, und wir sahen das Lächeln auf seinem Gesicht. Unterwegs holte er sich einen schmalen Stuhl, da die Bank für eine dritte Person nicht breit genug war. Er ließ sich uns gegenüber nieder.

»Alles klar?« fragte ich.

»Jawohl. Ich habe Sheila auch gesagt, daß sie Shao und Sir James informieren möchte.«

»Das ist gut.«

»Und Jane?« fragte Bill.

»Wir haben von ihr nichts mehr gehört. Ich gehe davon aus, daß sie am Nachmittag operiert wird.«

Bill wandte sich an Suko. »Stimmt das?«

»Glaube ich auch.«

»Dann können wir ihr nur die Daumen drücken.« Bill drehte sich auf dem Stuhl und warf einen Blick in die Runde.

»Was hast du?«

»John, die Ruhe ist herrlich.«

»Finde ich auch«, meinte Suko.

»Aber«, fuhr der Reporter fort. »Sie will mir überhaupt nicht gefallen. Die kommt mir vor wie die Ruhe vor dem Sturm. Ich habe das Gefühl, als würden die anderen nur darauf lauern, um zuschlagen zu können, wenn ihr versteht.«

»Natürlich.«

»Einen konkreten Verdacht hast du nicht?« nahm ich den Faden wieder auf und streckte die Beine aus.

»Nein.«

»Könnte der Teufel überhaupt Bescheid wissen?« mischte sich Suko ein.

Ich lachte. »Bestimmt. So geheim kann gar nichts bleiben. Und auch

der Spuk wird sich möglicherweise einmischen, wenn er Wind von der Sache bekommt. Du weißt, wie scharf beide hinter dem Würfel her sind.«

»Wie du!«

»Das gebe ich auch zu«, erwiderte ich.

»Mensch, John«, sagte Bill. »Es muß doch ein sagenhaftes Gefühl für dich sein, zu wissen, daß du bald den Würfel des Unheils behalten kannst. Wenn ich daran denke, was es um ihn schon für einen Ärger gegeben hat, wird mir ganz anders.«

»Ja, das stimmt. Aber noch ist nicht alle Tage Abend. Wir sollten jedenfalls wachsam sein.«

Damit waren auch meine Freunde einverstanden.

Unser Gespräch versiegte für einen Moment, denn ein Patient näherte sich uns. Er trug einen Pelzmantel und hatte ihn sich nur locker über die Schulter gehängt. Der Mann war noch jünger. Unter dem Arm trug er ein Radio.

Da es still war, konnten wir auch mithören, als er uns passierte. In den Staaten gab es viele Rundfunksender. Neben den großen, überregionalen auch eine Unmenge kleinerer Sender mit geringer Reichweite. Die Kleinen brachten mehr Lokales, das die Zuhörer in dem Sendebereich interessierte.

So war es auch bei dem Sender, den der Mann eingeschaltet hatte.

Am Dialekt war der Sprecher als Texaner zu erkennen. Er sprach zudem ziemlich schnell, und wir mußten schon genau hinhören, um ihn zu verstehen.

Es ging um einen Mord. Gleichzeitig auch um eine Fahndung. Gesucht wurde ein Truckfahrer, der mit seinem Wagen einen Polizisten überfahren hatte. Wie wir hörten, war eine Ringfahndung eingeleitet worden, und man wartete darauf, daß sich der Mann in den Netzen der Polizei fing.

Der Patient war stehengeblieben. »Haben Sie mitgehört?« fragte er uns.

Wir nickten.

»Diese Raser werden immer schlimmer. Man sollte ihnen eins auf den Hut geben.«

»Gehe ich recht in der Annahme, daß Sie kein Trucker sind?« fragte Bill Conolly.

»Ja, und ich werde auch nie einer werden. Schönen Tag noch, die Gents.« Er drehte sich um und ging weiter.

Wir grinsten hinter ihm her. »Das ist der Nachteil«, meinte Bill.

»In dieser Klinik erholen sich nur Reiche, und die sind zumeist noch furchtbar eingebildet. Daß so etwas nicht aufhören kann. Die sollten doch daran denken, daß sie ohne die arbeitende Bevölkerung nicht so reich geworden wären. Außerdem, reiche Leute sind arme Leute mit

Geld.«

»Deshalb fühle ich mich auch unwohl«, meinte Suko. »Am liebsten würde ich verschwinden.«

»Und wohin?« fragte ich.

»Nach Westen, wie die alten Pioniere. Immer nach Westen. Irgendwann käme ich nach Kalifornien…«

»Wo deine Vettern wohnen«, lachte Bill.

»Richtig. Und Yakup Yalcinkaya.«

»Der wird sich inzwischen mit Ali angefreundet haben«, sagte ich.

»Wenn alles vorbei ist, John, könnten wir ihm doch guten Tag sagen.«

»Ja, dann müßten wir Urlaub nehmen.«

»Ich kann ja bleiben«, meinte Bill.

»Sheila wird dir etwas anderes erzählen«, sagte ich und stand auf.

Die Freunde blickten mich an. »Wo willst du hin?«

Mit beiden Armen deutete ich in die Runde. »Spazierengehen. Was soll man sonst hier machen?«

Nach einer Weile meinte Suko. »Wie ich dich kenne, macht dich dieses Gelände hier nervös.«

»Nicht das Gelände. Es ist die verdammte Ungewißheit, die mich nicht zur Ruhe kommen läßt. Ich weiß nicht, ob ihr das versteht. Ihr kennt Jane nicht so gut wie ich.«

»Prescott ist ein hervorragender Mann«, warf Bill ein.

Ich schaute in den Ball der Sonne und hatte die Augen verengt.

»Das glaube ich dir auch, Bill. Nicht Prescott macht mich nervös, sondern andere Dinge, die noch nicht passiert sind.«

»Dann vermißt du Asmodis!« stellte Suko fest.

»So ungefähr.«

»Wenn der wirklich etwas vorhat, wird er sich kaum zeigen, das kannst du mir glauben.«

»Genau das ist es, was mich daran so stört. Er will sich nicht zeigen. Er oder der Spuk lauern im Hintergrund und ziehen dort die Fäden. Die sitzen wie Spinnen in ihren Netzen.«

»Noch haben wir keine Beweise für deine Annahme«, gab Bill Conolly zu bedenken.

Da hatte er auch wieder recht. Beweise gab es nicht, aber die brauchte ich nicht. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß unsere Gegner nie stillhielten, auch wenn sie sich nicht sehen ließen. Die lauerten im Verborgenen und beobachteten. Dabei wußte ich nicht einmal genau, vor wem ich mich mehr fürchtete. Vor dem Spuk oder Asmodis. Beide waren mächtig, beide wollten den Würfel, beide waren Schwarzblütler, standen auf einer Seite und waren doch Gegner. Hätten sie uns gemeinsam attackiert, hätten wir wohl kaum eine Chance gehabt.

Ein uns bekanntes Wimmern schreckte uns hoch. Es war ein völlig fremder Laut innerhalb der Ruhe, aber wir wußten Bescheid, obwohl die Sirenen der Londoner Polizeiwagen anders klangen.

Noch konnten wir nichts erkennen, da uns hohe Bäume die Sicht auf die Zufahrt nahmen. Wir mußten einen Moment warten, dann erschien der Streifenwagen mit seinem breiten Dachaufbau aus zahlreichen Lampen und Sirenen in unserem Sichtfeld. Er fuhr direkt bis vor den Eingang, wurde dort gestoppt, die Türen flogen auf, und vier Polizisten verließen den Streifenwagen.

Die Uniformierten teilten sich. Zwei blieben am Wagen, die anderen betraten das Sanatorium.

Wir schauten uns an.

»Ob das mit Jane zusammenhängt?« fragte Bill leise.

»Wir werden es gleich erfahren. Kommt mit!«

Schneller als die übrigen Spaziergänger eilten wir auf den Eingang zu. Natürlich wollten auch die übrigen wissen, was geschehen war. Die Ankunft des Streifenwagens hatte ein wenig Abwechslung in die Eintönigkeit ihrer Kur gebracht.

Vor uns fuhr die Scheibe zurück. Wir betraten wieder die prächtige Halle und hörten erregte Stimmen. Zwei Ärzte fuhren die Uniformierten scharf an. »Sind Sie eigentlich verrückt geworden, hier mit heulenden Sirenen anzukommen? Unsere Patienten brauchen Ruhe. Sie sollen sich erholen, sie sind schwer…«

»Hören Sie auf, Doc! Das hier ist ein Notfall. Wir wollen auch mal Ruhe haben, doch bekommen keine.«

Meine beiden Freunde und ich blieben im Hintergrund. Die Männer redeten laut genug. Auch die anderen Patienten, die in die Halle kamen, konnten den Gesprächen lauschen.

»Wir wollen nur von Ihnen wissen, Doc, ob Sie hier bereit sind, Verletzte aufzunehmen.«

»Natürlich. Aber wieso?«

Der Polizist hob die Schultern. »Haben Sie schon von diesem Amokfahrer gehört?«

»Nein.«

»Es wurde im Radio durchgegeben.«

»Wir haben etwas anderes zu tun, als vor dem Radio zu sitzen.«

»Aber wir haben es gehört.« Einige Patienten hatten sich zu Wort gemeldet, wir hielten uns zurück.

»Okay, dann wissen Sie Bescheid.« Einer der beiden Polizisten hatte sich umgedreht. Er sprach jetzt in die Halle hinein. »Da ist ein verrückter Trucker unterwegs. Der fährt wie ein Irrer und ist nicht zu stoppen.«

Einer der Ärzte lachte. »Schießen Sie doch!«

Der Mann wurde von oben bis unten angeschaut. »Was meinen Sie

denn, was wir getan haben. Den halten auch keine Kugeln auf, und es sieht so aus, als würde er sich in diese Gegend verirren. Wenn Sie also Hubschrauber hören, wissen Sie, daß dieser Typ immer noch unterwegs ist. Wir werden versuchen, ihn aufzuhalten, dabei kann es Tote und Verletzte geben. Deshalb möchte ich Sie bitten, etwaige Opfer hier aufzunehmen.«

Die Ärzte erklärten sich dazu bereit.

»Au weia«, hörte ich Bill sagen und sah die Gänsehaut auf seinem Gesicht. »Denkt ihr das gleiche wie ich?«

»Ich weiß ja nicht, was du denkst«, gab ich flüsternd zurück.

»Es kann doch sein, daß der Trucker ein ganz bestimmtes Ziel hat, meine ich nur mal so.«

»Und welches?« fragte Suko.

»Uns, zum Beispiel!«

Obwohl nichts für Bills Theorie sprach, wurden wir doch ein wenig blaß um die Nase…

***

Satans Rammbock hatte es geschafft!

Und sein Fahrer auch. Chuck Everett war den Bullen entkommen und raste mit hoher Geschwindigkeit in Richtung Norden. Er hockte sogar entspannt hinter dem Lenkrad, denn er wußte genau, daß der Teufel seine schützende Hand über ihn hielt.

»Nichts kann mir passieren, nichts.« Er flüsterte es, lauschte dem Motor und lachte dann. Aber er wollte auf Nummer Sicher gehen und auch wissen, ob sie ihn jagten. Wenn Straßen abgesperrt wurden, mußte das per Rundfunk oder TV verbreitet werden, damit sich die Bevölkerung darauf einstellen konnte.

Um sich darüber näher zu informieren, stellte Chuck Everett das Radio an.

Was konnte man in Texas schon hören? Zwei Dinge. Country Musik und Nachrichten über das Ölgeschäft. Die Nachrichten waren vorbei, die Country Musik blieb, aber der Fahrer lauschte ihr nur mit einem Ohr.

Vor ihm lag das lange Band der Straße.

Weit war das Land. In der Ferne grüßten die Berge. Auf ihren Zacken lag eine weiße Haube. Dort war Schnee gefallen, in den Tälern nicht, und auch der Regen hatte sich in den letzten Tagen zurückgehalten. Trocken lag das Asphaltband vor ihm.

Für Neulinge war die Weite erschreckend. Chuck hatte sich daran gewöhnt. Seine Blicke waren nach vorn gerichtet. Das Band lief nicht nur in einer Höhe. Da das Gelände eine gewisse Hügelform aufwies, zeigte die Straße ein ständiges Auf und Ab. Lange Steigungsstrecken wechselten sich mit Gefällstrecken ab.

Es war wenig los. Wer in Texas schnell von einem Ort zum anderen wollte und nicht das Flugzeug nahm, der fuhr die breiten Highways und nicht die Nebenstrecken.

Hin und wieder begegnete dem Trucker ein Farmer mit einem Station Car oder ein anderer Truck. Während sich die beiden schweren Wagen einander näherten, grüßten sich die Fahrer per Handzeichen. Es gab da eine gewisse Kameradschaft auf der Landstraße.

Chuck war auch schon des öfteren von anderen Kollegen angerufen worden, hatte sich aber nie gemeldet. Sicher hatte seine Tat bereits die Runde gemacht, so daß sich die anderen Kollegen informieren wollten, wie Chuck persönlich dazu stand.

Es war ihm egal, was die Fahrer dachten. Er hatte seine Aufgabe zugeteilt bekommen, und die würde er erfüllen.

Die Musik verstummte. Sofort danach klang ein anderer Ton auf.

Ein hohes Piepen, gewissermaßen ein Warnsignal, das den Fahrer auf folgende Verkehrshinweise aufmerksam machte.

Und schon hörte er die Stimme des Sprechers. Ruhig klang sie nicht, eher ein wenig hektisch.

Der Mann sprach davon, daß ein Amokfahrer unterwegs war, der bereits den Mord an einem Polizisten auf dem Gewissen hatte. Es wurde davor gewarnt, den Truck zu stoppen, das wollten die Polizisten übernehmen. Die Highway Police jedenfalls stand unter Alarmbereitschaft. Anschließend wurde die Nummer des Trucks und die Beschreibung des Wagens sowie des Fahrers durchgegeben.

Everett lachte nur. Er freute sich wie ein kleines Kind, das ein Geschenk bekommen hatte. Da konnten sie tun, was sie wollten, ihn würden sie nicht stoppen.

Und wenn sie hundert Sperren errichteten!

So raste er weiter. Hinein in den Morgen, und die Reifen fraßen den glatten Belag. Meile um Meile legte er zurück, kein Polizeiwagen ließ sich blicken.

Mit überhöhter Geschwindigkeit rollte der Truck über die Straße.

Immer dann, wenn er Steigungen nahm, fiel das Tempo ab, auch jetzt wieder.

Fliegen konnte der Wagen leider nicht, und Chuck mußte zwangsläufig zurückschalten.

Endlich hatte er den höchsten Punkt erreicht, überwand ihn, besaß einen herrlichen Blick in ein weites Tal und konnte bis hin zum lichterfüllten fernen Horizont schauen.

Dieses Licht gehörte der Sonne und war natürlich.

Unnatürlich dagegen war das Leuchten der sich drehenden Rotlichter, die auf einem rotweißen Gitter angebracht waren, das die Straße abriegelte. Hinter dem Gitter standen zwei Streifenwagen der Highway Police.

Und Chuck sah auch die Polizisten.
Es waren fünf oder sechs, so genau hatte er nicht hingeschaut.
Zwei von ihnen knieten rechts und links der Fahrbahn. Sie hielten Maschinenpistolen in den Händen und schauten, wie auch ihre anderen Kollegen, dem Truck entgegen.
So wollten sie ihn stoppen!
Ihn! Ausgerechnet ihn, der unter dem Schutz des mächtigen Höllenherrschers Asmodis stand.
Everett lachte kichernd, als er daran dachte. Durch seinen Körper schoß es wie ein heißer Strom. Die verdammten Bullen würden sich wundern, die würden in Fetzen gefahren werden, wenn sie sich nicht verzogen.
Er hatte den höchsten Punkt erreicht und raste immer schneller dem eigentlichen Ziel entgegen.
Die Polizisten waren harte und abgeklärte Burschen. Sie blieben in ihren Stellungen stehen oder hocken. Jeder Beamte war bewaffnet. Chuck glotzte in die Mündungen der Maschinenpistolen und der auf ihn zielenden Revolver.
Die Sonne stand schräg hinter den Beamten und der rotweißen Sperre, so daß die Männer nicht geblendet wurden. Chuck dagegen schaute in den rötlichen Glutball, der ihn seltsamerweise nicht störte, denn er konnte trotzdem sehen.
Auch hier schien der Teufel seine Hand im Spiel gehabt zu haben.
Everett öffnete den Mund zu einem bösen Lachen, bevor er flüsterte: »Ihr werdet euch wundern, ihr Hundesöhne. Und wie ihr euch wundern werdet, das kann ich euch flüstern!« Nach dem letzten Wort drückte er das Gaspedal noch tiefer, und der Wagen bekam auf der abschüssigen Straße eine noch höhere Geschwindigkeit.
Gleichzeitig spürte Chuck wieder den heißen Strom durch seinen Körper schießen. Ohne daß er in den Spiegel zu schauen brauchte, wußte er, was mit ihm geschehen war.
Er hatte sich verwandelt.
Nicht sein Kopf saß mehr auf den Schultern, sondern der gelblich schimmernde Totenschädel.
Ein grinsender, unheimlicher Gruß aus der tiefsten Hölle, den er den Polizisten entgegenschickte.
Direkt raste er auf das Ziel los.
Sehr schnell fuhr er dabei, trotzdem hatte er das Gefühl, alles in einer gewissen Verlangsamung zu erleben, denn er bekam während seiner rasenden Fahrt jedes Detail mit.
Die mit Maschinenpistolen bewaffneten Beamten hatten bisher gekniet, und die Mündungen auf den heranrasenden Koloß gerichtet. Plötzlich bekamen sie es mit der Angst zu tun und sprangen zur Seite.
Ihr Einsatzleiter hielt eine Flüstertüte gegen seinen Mund gepreßt.

Aus diesem trompetenartigen Rohr drang sein Schrei wie der krächzende Ruf eines wütenden Geiers.

»Feuer!«

Durch alle Polizisten ging ein Ruck. Darauf hatten sie gewartet.

Endlich würden sie den Fahrer des Wagens stoppen können.

Die MPi-Leute schossen zuerst. Sie hatten sich standsicher aufgebaut, die Waffen mit den Kolben gegen die Hüften gepreßt und ließen die Finger nicht vom Abzug, so daß jede MPi ihre Garben aus dem Rohr speien konnte.

Die hämmernden Geräusche der Abschüsse wurden vom Dröhnen des Truckmotors verschluckt. Die Kugeln jagten gegen die breite Front, wanderten höher und trafen als kompakte Garben auch die breite Frontscheibe des heranjagenden Rammbocks.

Jetzt mußte sie doch zersplittern und dem Fahrer die Scherben um die Ohren schleudern.

Das tat sie nicht. Der Wagen fuhr weiter. Die Kugeln taten ihm nichts. Das Glas und die Außenhaut hielten alle Geschosse ab und schleuderten sie als Querschläger irgendwohin.

Das begriffen die Männer nicht. Schrecken malte sich auf ihren Gesichtern ab. Dieser Ausdruck steigerte sich zu einem namenlosen Entsetzen, als sie erkannten, wer tatsächlich hinter dem Lenkrad saß.

Es war ein Mensch.

Doch er besaß an Stelle eines Kopfes oder eines Gesichts nur einen gelblich schimmernden Totenschädel. Und das war nicht alles. Auch der Truck hatte sich verändert. Er zeigte das Bild derjenigen Person, die in ihm und seinem Fahrer steckte und beide zu dem gemacht hatten, was sie jetzt waren.

Zu Dienern des Satans.

Auf der relativ flachen Vorderfront des Trucks, gewissermaßen in der Mitte des Kühlergrills, erkannten die Polizisten das Gesicht des Satans. Eine widerliche, häßliche, dreieckige Fratze mit Hörnern, die aus der Stirn wuchsen. Das Gesicht leuchtete an den Rändern in einem fahlen Gelb, während die Mitte mehr rötlich schimmerte.

Die MPi-Träger waren so entsetzt, daß sie zu schießen vergaßen.

Nur noch vereinzelte Revolverschüsse krachten.

»Weg da…!« Es war das megaphonverstärkte Organ des Einsatzleiters. Der Mann versuchte, das Dröhnen des Motors zu übertönen und seine Leute zu warnen. Wenn sie noch zwei Sekunden länger blieben, konnte es aus und vorbei sein.

Der Truck wuchs vor ihnen auf. Sie hatten beide das Gefühl, ein Inferno zu erleben. Zu einem himmelschreienden, dröhnenden Ungeheuer wurde der Wagen. Die großen, breiten Reifen kamen ihnen vor wie Mühlsteine, die alles zermalmten.

Dann erst reagierten sie.

Nach rechts und links spritzten sie weg, erreichten den Straßengraben neben der Fahrbahn und fielen hinein, während der Lastzug an ihnen vorbeiraste, sie noch von seinem Luftzug gestreift und sogar in die Höhe gewirbelt wurden.

Auch die anderen Beamten hatten die Gefahr erkannt und rechtzeitig reagiert. Sie hatten sich zur Seite geworfen, denn keiner von ihnen war lebensmüde.

Der Truck raste weiter. Ob Sperre oder nicht. Ihn konnte keiner aufhalten.

Zuerst erwischte es die Gitter. Sie wurden von der Rammstange und dem Gitter erfaßt, in die Höhe geschleudert und knickten dabei weg wie Streichhölzer. Von der Wucht flogen sie noch hoch und drehten sich in der Luft, während gleichzeitig Satans Rammbock die beiden Polizeiwagen erwischte.

Und das voll!

Bisher hatte das Dröhnen des schweren Motors alles andere übertönt. In dieses harte Geräusch mischte sich einen Sekundenbruchteil später noch ein anderes.

Es war kaum zu beschreiben, weil da vieles zusammenkam. Ein Krachen, Bersten, Splittern, Kreischen und Schreien.

Das Blech der Wagen verbog sich, als der Truck beide Streifenwagen gleichzeitig auf die Hörner nahm und durch die Luft schleuderte, als wären sie nur mehr Spielzeugautos. Ihre gesamte Technik und Konstruktion wurde zu einem Opfer des gewaltigen Rammbocks, der einfach nicht zu stoppen war.

Auch diese Wagen flogen seitlich weg. Sie überschlugen sich in der Luft, krachten auf dem Gelände neben der Straße zu Boden und wurden so leicht zusammengepreßt wie Pappschachteln.

Glaskrümel flogen wie große, durchsichtige Schneeflocken umher. Sie blitzten im Sonnenschein, der einen Augenblick später eine andere Farbe bekam und blutrot wurde, denn einer der Wagen explodierte vor den Augen der schreckensstarren Polizisten.

Eine gewaltige Feuerlohe, eingehüllt in schwarzen, beißenden Qualm, stieg himmelan. Verfolgt von brennenden, glühenden Blechteilen, als hätten sie die Hand eines Riesen verlassen.

Schreiend rannten die Polizisten in Deckung. Sie fanden auf demflachen Gelände keine und warfen sich einfach so zu Boden.

Einen der MPi-Träger erwischte es trotzdem. Ein Kotflügel flog schräg herbei. Der Mann sah es zu spät, und das glühende Teil traf ihn voll.

Er schrie verzweifelt, stemmte sich mit beiden Armen in eine Liegestützhaltung und starrte aus tränenden Augen dem Truck nach, von dem er nur mehr die Rücklichter sah, die urplötzlich aufglühten und von den Männern als teuflischer Gruß empfunden wurden.

Und das sagte auch einer der schreckensbleichen Highway-Polizisten. »Verdammt, das war er. Das muß er einfach gewesen sein. Das war der Teufel, Freunde…«

***

Professor Prescott hatte nach uns suchen lassen, wir waren zu ihm gekommen und saßen ihm nun in seinem komfortabel eingerichteten Büro gegenüber. Prescott hatte ein ernstes Gesicht aufgesetzt, und mir schwante bereits Böses.

»Ich habe die ersten Untersuchungen abschließen können«, erklärte er.

»Und?« unterbrach ich ihn.

Tief holte er Luft und schaute bei seiner Antwort aus dem breiten Fenster nach draußen, wo der Park in Sportanlagen überging. So konnte er die vier Tennisplätze, die Pools und auch den Anfang des Golffeldessehen. »Vom medizinischen Standpunkt aus gesehen, dürfte diese Frau überhaupt nicht mehr am Leben sein. Ohne Herz kann man nicht existieren. Was sie dort bei sich trägt und sie am Leben erhält, das ist für mich ein Rätsel, um nicht zu sagen ein Wunder.«

»Magie«, sagte Suko, »reine Magie.«

»Fast fange ich an, daran zu glauben.«

»Ist denn sonst alles klar?« wollte ich wissen.

»Die übrigen Organe funktionieren normal«, erwiderte er nickend und hob gleichzeitig die Schultern. »Was ich mir auch nicht erklären kann. Ich komme mir wirklich vor wie ein Student, der anfängt, Medizin zu studieren.«

»Besteht ein Erfolg?« fragte Bill.

»Ich will es hoffen. Ich will es wirklich hoffen.«

»Wann beginnen Sie?«

Der Professor sah auf mich und dann auf seine Uhr. »Ich würde sagen, in einer Stunde.«

»Gut.«

»Ich habe Sie nur hergebeten, damit Sie Bescheid wissen und sich auf die Wartezeit einstellen können.«

»Kann man zuschauen?« fragte ich.

Fast hätte diese Frage den Professor vom Stuhl gerissen. »Ja sind Sie denn des Wahnsinns. Sie können doch nicht bei einer so schweren Operation zuschauen, Mr. Sinclair.«

»Ich muß es aber.«

»Nein, nein…«

»Doch, Professor.«

Der Arzt wurde nachdenklich. »Wenn Sie so entschieden reden, müssen Sie einen Grund haben.«

»Den habe ich auch.«

»Ich bin von Ihnen viel gewohnt, Gentlemen. Bitte, ich höre zu. Reden Sie!«

Er hatte zwar in der Mehrzahl gesprochen, aber ich war es, der die Antwort übernahm. »Also gut, Professor. Es geht mir primär natürlich um die Frau, aber ich habe da noch ein großes Problem, und das ist eben dieser Würfel, durch dessen Kraft Jane Collins am Leben erhalten wird. Professor!« Meine Stimme nahm einen eindringlichen Tonfall an. »Um diesen Würfel geht es. Er ist eine Zeitbombe, das muß ich Ihnen verraten. Dieser Würfel ist in der Lage, eine Welt zu zerstören oder aufzubauen, je nachdem… Und wenn er den Kontakt mit Jane Collins verliert, wird sie sterben! Der Würfel muß also immer bei ihr bleiben auch während der Operation. Um das überwachen zu können, möchte ich gern dabei sein. Ist das zuviel verlangt?«

Professor Prescott war bei meinen Worten immer blasser geworden. Ich stellte auch fest daß er schwitzte, denn er fuhr sich mit zwei Fingern zwischen Kragen und Hals. Seine Brille hatte er abgenommen. Er wischte über seine Augen, räusperte sich und konnte erst dann einige Worte von sich geben.

»Und das stimmt alles?« fragte er.

»Erkundigen Sie sich bei meinen Freunden!«

Das war nicht nötig. Prescott mußte nur mehr in die Gesichter von Suko und Bill zu sehen, um erkennen zu können, daß ich nicht gelogen hatte. Es war wichtig.

Noch hatte er sich nicht entschieden, ich wollte ihn drängen und sagte deshalb: »Bitte, Professor, springen. Sie einmal über Ihren eigenen Schatten. Ich muß dabei sein!«

Er hatte noch Einwände. »Aber Sie sind kein Mediziner. Sie können nicht eingreifen…«

»Das will ich auch nicht. Ich möchte nur zuschauen und darauf achten, daß der Würfel nicht verlorengeht. Sie müssen mir dieses Zugeständnis machen!«

Er verzog den Mund und schob dabei seine Unterlippe in die Höhe. »Wenn Sie das so sehen, kann ich Ihnen Ihren Wunsch wohl nicht abschlagen. Zudem habe ich unterschrieben daß ich die Verantwortung für diese Operation nicht voll übernehme!« Er hatte mehr zu sich selbst gesprochen. Die nächsten Worte waren wieder für uns bestimmt. »Nun ja, Sie haben mich tatsächlich fast überzeugen können.«

Meine Augen glänzten plötzlich. »Dann stimmen Sie zu?«

»Ja.« Er breitete die Arme aus und wollte weitersprechen, deshalb schluckte ich mein Danke hinunter. »Es ist ein schrecklicher Tag. Vorhin die Polizisten, die uns baten, Verletzte aufzunehmen, jetzt Ihr Wunsch, das habe ich seit Jahren nicht mehr erlebt.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Egal, packen wir's.«

Ich war froh, daß dieser Mann so reagierte. Auch wir erhoben uns, und Suko hatte noch eine Frage. »Sagen Sie mal, Professor. Ist es gelungen, diesen Amokfahrer zu stoppen, oder hat es noch mehr Verletzte gegeben?«

»Keine Ahnung. Aber gestoppt haben sie ihn nicht. Das hätte ich bestimmt erfahren.«

»Sie wissen auch nicht mehr?« erkundigte sich Bill.

»Nein.« Damit war für Professor Prescott das Thema beendet. Er bat mich, bei ihm zu bleiben, und ich verabschiedete mich von meinen beiden Freunden.

»John, tu dein Bestes«, sagte Bill.

Suko schlug mir auf die Schulter. »Ich weiß, daß wir uns auf dich verlassen können.«

Ich lächelte schmal. »Hoffentlich.«

Gemeinsam verließen wir das Büro, trennten uns vor der Tür und gingen in verschiedene Richtungen davon.

Suko und Bill schauten mir nach, bis ich mit dem Professor hinter einer Tür verschwunden war.

Bill schüttelte den Kopf. »Ich begreife es nicht so recht«, murmelte er.

»Was?«

»Na alles.« Er stieß Suko einen Finger gegen die Brust. »Weißt du, was mich auch hat stutzig werden lassen?«

»Nein.«

»Die Worte des Professors, daß nie etwas Aufregendes passiert ist. Und an diesem Tag drängt sich alles.«

»Du meinst den Amokfahrer?«

»Sehr richtig.«

Suko sagte nichts mehr, auch Bill schwieg. Jeder hing seinen Gedanken nach, und die beiden verließen das Gebäude, um sich wieder in den Park zu begeben.

Sie atmeten die frische Luft ein, die durch nichts verpestet wurde.

Der Himmel zeigte ein seidiges Blau. Es war nur dünn bewölkt. Die einzelnen Wolken wirkten wie lange, hauchdünne Federn.

»Kaum zu glauben, daß diese Stille hier von jemandem gestört werden kann«, meinte Bill.

»Sogar durch Hubschrauber.«

»Wo?«

Suko deutete schräg in die Höhe. Bill legte seine Hand gegen die Stirn, weil er ein wenig geblendet wurde. Er entdeckte den Punkt nicht sofort, denn Suko hatte die schärferen Augen von beiden und gab einige Korrekturen an.

»Ach ja, jetzt habe ich ihn«, erklärte Bill.

»Was meinst du?«

Der Reporter schaute der Maschine zu, wie sie ihre Runden und

Schleifen flog. »Was soll ich sagen? Das ist ein normaler Flug oder vermutest du etwas dahinter?«

»Eigentlich nicht.«

»Aber…« Bill schaute den Chinesen an. »Komm, Suko, ich kenne dich doch.«

»Hubschrauber, Polizeiwagen, ein Amokfahrer. Da kommt einiges zusammen, meine ich.«

»Und du bringst die Dinge miteinander in Verbindung.«

»Ja.«

»Dann hast du eines noch vergessen.«

»Was?«

»Jane Collins!« sagte Bill hart.

Suko runzelte die Stirn. »Jane«, murmelte er. »Ja, möglicherweise. Vielleicht hat sich einer unserer Gegner einen ganz besonderen Trick einfallen lassen und schlägt uns diesmal mit anderen Waffen als sonst.«

»Wie meinst du das?«

»Ich kann es dir nicht sagen, Bill. Wenn ich es wüßte, wäre mir wohler.« Suko schaute wieder in den Himmel. »Jetzt ist die Maschine weg«, kommentierte er.

»War vielleicht doch nur harmlos.«

»Dein Wort in des Teufels Gehörgang«, meinte Suko und nickte dazu…

***

Er hatte beide Arme erhoben, sich nach hinten gegen die Lehne gedrückt, den Mund aufgerissen und lachte aus vollem Herzen. Verdammt, er hatte es geschafft. Und wie er es geschafft hatte. Mit Maschinenpistolen waren sie angetreten. Hinzu kamen die beiden Sperren. Weder Kugeln noch Widerstände hatten seinen Truck aufhalten können. Der Teufel hatte wirklich nicht zuviel versprochen.

Der Wagen war Satans Rammbock!

Frei lag die Fahrbahn vor ihm. Leer und blaßhell vom Licht der Sonne angestrahlt. Der unterbrochene Mittelstreifen leuchtete wie ein endloses Band, das in den Horizont hineinstoßen wollte, um für immer zu verschwinden.

Nur langsam fielen seine Arme wieder nach unten, und Chuck legte seine Hände wieder um das Lenkrad. Er hatte die erste große Hürde so bravourös geschafft, daß er vor Freude hätte wegfliegen können. Statt dessen blickte er in den Innenspiegel.

Das Gesicht kannte er. Es gehörte ihm. Kein Totenschädel wuchs mehr auf seinen Schultern. Chuck hatte sich inzwischen an den Rhythmus gewöhnt, der Schädel erschien nur, wenn es gefährlich fürihn wurde, aber das konnte es gar nicht mehr. Er war gespannt,

was sich die Bullen jetzt einfallen lassen würden. Sie hatten bestimmt noch mehr Sperren eingerichtet, denn es fuhr ihm kein Wagen mehr entgegen.

Aber er kam seinem Ziel immer näher!

Wieder sah er in den Spiegel und erschrak für einen Moment, denn sein großer Herr und Meister zeigte sich in der rechteckigen Fläche mit all seiner Scheußlichkeit, die sein Gesicht abstrahlte.

Everett hatte sich mittlerweile auf den Teufel eingestellt. Diesmal gefiel ihm dessen Blick überhaupt nicht. Da lag ein Ausdruck in den Augen des Satans, der ihn störte.

Trotzdem fragte er: »War ich nicht gut?«

»Nein«, erwiderte Asmodis hart. »Du warst schlecht!«

Über diese Antwort erschrak der andere. Chuck ging unwillkürlich mit der Geschwindigkeit herunter. »Wieso?« hauchte er. »Ich habe alles gut hinter mich bringen können. Erst die beiden Bullen, dann die Sperre…«

»Ja, das ist es ja!« drang ihm die Antwort zischend entgegen. »Die beiden Bullen waren der große Fehler. Einer ist tot. Jetzt jagen sie dich, wie du gesehen hast.«

»Klar, aber sie können mir nichts!«

»Trotzdem. Du bist früher bekannt geworden, als ich es wollte. Man soll sich wirklich nicht mit Menschen einlassen. Sie machen zu viele Fehler.«

»Keine Sorge, ich erreiche mein Ziel schon.«

»Und dann?«

»Werde ich es vernichten!«

»Wunderschön, so habe ich es mir vorgestellt. Nur wird man dir Hindernisse in den Weg legen, die dich zwar nicht kümmern sollen, aber du hast schon Aufmerksamkeit erregt. Und so einsam liegt das Ziel auch nicht. Da gibt es ebenfalls Radio oder Fernsehen. Man wird auch dort von einem Amokfahrer gehört haben.«

»Was macht das schon? Wer sollte denn wissen, was ich eigentlich in deinem Auftrag tue?«

»Keiner. Nur sind die Personen, auf die es mir dabei ankommt, verdammt gerissen.«

»Schlauer als du?«

»Nein, das nicht«, erklärte der Teufel hochnäsig. »Aber sie sind das Mißtrauen in Person.«

Chuck Everett schaute nicht nach vorn, sondern in den Spiegel.

»Dann verrate mir, was ich tun soll?«

»Weiterfahren.«

»Und dann?«

»Sie werden versuchen, dich aufzuhalten und immer neue Tricks anwenden, die du aber durchschauen kannst. Laß dich auf nichts ein,

gib es ihnen. Satans Rammbock ist unüberwindbar.«

»Ja!« flüsterte der Trucker. »Ja, verdammt, das habe ich schon bemerkt. Wirklich. Es war sogar einmalig.«

Das Gesicht des Teufels verzog sich zu einem breiten Lächeln.

»Sagte ich doch schon. Du kommst deinem Ziel immer näher. Irgendwann bist du da, Chuck Everett.«

»Und dann?«

»Jage durch. Nimm auf nichts Rücksicht! Fahr wie der Teufel. Rase hinein. Es wird keine Hindernisse für dich geben… geben … geben…«

Die letzten Worte verklangen allmählich.

Everett befand sich wieder allein in der Kabine. Und er fühlte sich wohl. Zunächst hatten ihn die Worte des Teufels geschockt, doch jetzt konnte ihn nichts mehr erschüttern. Er war sich seiner Stärke voll bewußt. Obwohl er Fehler gemacht hatte, wie er auch jetzt einsah, stand der Satan voll und ganz hinter ihm. Er war wie ein unsichtbarer Schutzengel. Nichts, aber auch gar nichts entging seinen scharfen Blicken, und er hielt seine sicheren Hände über Chuck.

Mit diesem Bewußtsein gab er noch mehr Gas und steigerte seine Geschwindigkeit. Im Moment brauchte er keine Berg- und Talstrecken zu überwinden. Der Motor war leiser geworden. Er bewegte sich im idealen Drehzahlbereich, so daß Everett sogar das Singen der Reifen vernahm. Für ihn war es die Truckermusik. Danach lebte er auf seinen weiten Reisen durch das Land.

Wieder schaltete er das Radio ein. Im Rückspiegel sah er nur mehr das lange Band der Straße. Verfolger waren nicht in Sicht.

Vielleicht hatten die Bullen nach dieser Demonstration der Stärke die Nase endgültig voll. Zu gönnen wäre es ihnen gewesen. Die mußten endlich einmal ihr Maul gestopft bekommen. Zu sehr hatten sie ihn früher geärgert und durch ihre verdammten Kontrollen nervös gemacht.

Der Sprecher im Radio unterbrach wieder seine Musik. Mit hektischen Worten gab er die neuesten Meldungen des Amokfahrers durch und auch bekannt, daß der Mann keine Chance hatte. Er wandte sich sogar persönlich an ihn und forderte den Trucker mit einer bestimmten Autonummer auf, sofort zu stoppen und sich zu ergeben.

»Du hirnloser Idiot!« rief Everett. »Du bist ein kleiner mieser Scheißer. Mich aufhalten zu wollen, das ist doch ein Unding, du blöder Typ, du.« Und er schaltete höher, um noch schneller fahren zu können.

Aber die anderen schliefen auch nicht. Verfolgerwagen hatte er noch nicht entdecken können, dafür sah er, als er nach links schaute, einen dunklen Punkt am Himmel, der geradewegs unter dem watteartigen Wolkenstreifen zu kleben schien.

Ein Hubschrauber!
Natürlich wußte Chuck Bescheid. Ihm war bekannt, daß die Highway Police auch über Hubschrauber verfügte.
Der Hubschrauber war die Fortsetzung, und wenn er nichts brachte, würden sie vielleicht die Armee einsetzen. Bis dahin allerdings wollte Chuck sein Ziel längst erreicht haben, und das würde er auch schaffen, da war er sich sicher.
Das Geräusch des fliegenden Hubschraubers vernahm er nicht.
Dafür ein anderes.
Das Jaulen von Polizeisirenen. Er schaute in den Rückspiegel und sah die Fahrzeuge hinter sich.
Sie gehörten nicht zu den normalen Streifenwagen, wie sie die Polizei benutzte. Diesmal hatten sie sich etwas Besseres einfallen lassen. Es waren kastenförmige Gebilde, zumeist noch durch Stahlstreben verstärkt und auch stärker bewaffnet. Man konnte diese Fahrzeuge in die Reihe der Panzerspähwagen einordnen.
Jetzt wurde es spannend.
Chuck grinste breit. Normal wäre es gewesen, wenn er die Geschwindigkeit erhöht hätte. Er jedoch tat genau das Gegenteil davon und fuhr langsamer, um den anderen die Chance zu geben, aufholen zu können. Wenn sie ihn erst einmal hatten, würde er zurückschlagen und ihnen zeigen, wozu Satans Rammbock fähig war.
Und so ließ er sich Zeit, entspannte sich sogar, denn auf die Straße brauchte er nicht zu achten. Wie ein schnurgerades Band führte sie in die endlos erscheinende Weite hinein. Öfter als gewöhnlich warf er einen Blick in den Rückspiegel.
Nach einer Weile spürte er wieder den warmen Strom, der durch seinen Körper rieselte. Er kam sich dabei vor, als steckte in seinem Innern das heiße Herz eines Vulkans, das immer dann besonders stark seine Hitze verteilte, wenn Gefahr im Anmarsch war.
So wie jetzt.
Er entdeckte sie nicht allein im Rückspiegel, auch am Himmel hielt sie sich. Der Hubschrauber verfolgte ihn weiter.
Es war noch ein kleiner flirrender Punkt nahe der Sonne, als hätte dieser Glutball ihn ausgestoßen. Es kam darauf an, welchen Weg er nahm, dann blitzte er hin und wieder auf, wenn er von den Sonnenstrahlen an besonders reflektierenden Stellen getroffen wurde.
Mit einer Sperre aus Polizeiwagen hatten sie es nicht geschafft.
Jetzt versuchten sie es also mit einem Hubschrauber. Wahrscheinlich war die Maschine schwer bewaffnet. Es gab sogar welche, die der Army gehörten und mit Raketen bestückt waren, um schwere Panzer zu zerstören. Chuck Everett ging davon aus, daß sie ihn, wenn alle Stricke rissen, auch mit solchen Dingern jagen würden.
Darauf war er gespannt. Angst spürte er nicht. Chuck verließ sich

voll und ganz auf die Worte des Teufels. Der Höllenherrscher würde schon gewußt haben, was richtig für ihn war.

Das warme Gefühl in seinem Innern war nicht nur geblieben, es hatte sich auch gesteigert. Chuck warf noch einen Blick in den Innenspiegel. Er bekam den Rest der Verwandlung noch mit, wie sein normales Gesicht verschwand und dem Totenschädel Platz schuf.

Es kam ihm so vor, als hätte ihm jemand diesen Kopf über den eigenen gestülpt.

Lächerlich, aber wirksam.

Chuck war froh, daß er so darüber denken konnte. Der Teufel hatte an alles gedacht. Sogar als zusätzlichen Schreck oder makabren Gruß für die anderen einen Schädel auf den menschlichen Körper gesetzt, der andere Menschen fast zur Verzweiflung brachte.

In den letzten Sekunden hatte er sich nicht auf die anderen Verfolger konzentrieren können. Das änderte sich. Weit hinter ihm lagen sie noch, aber sie waren dabei, aufzuholen. Und Streifenwagen der Highway Police waren das nicht. Sie fuhren nicht die großen viereckigen Kästen, die schon an kleine Trucks erinnerten.

Everett überlegte, mit welchen Fahrzeugen sie ihn stoppen wollten, bis er darauf kam, daß es eigentlich nur gepanzerte Einsatzwagen sein konnten, wie sie auch bei Straßensperren verwendet wurden, wenn Demonstranten zurückgehalten werden sollten.

Ob die das schafften?

»Nein«, flüsterte er heiser lachend. »Auch ihr packt es nicht. Und wenn ihr zehn Wagen aus dem Stall holt, ich bin stärker.« Er krampfte die Hände um das Lenkrad. Am liebsten hätte er in einem Anflug von Zorn Gas gegeben, doch er hielt sich zurück, da er es in Wirklichkeit auf eine Auseinandersetzung ankommen lassen wollte.

Auch den Hubschrauber sah er wieder. Diesmal nicht so weit entfernt. Der dunkle Helikopter hatte gehörig aufgeholt, und er kam auch immer näher. Wesentlich größer war er geworden. Chuck sah noch immer die blitzenden Reflexe, wenn das Sonnenlicht auf die Scheiben fiel und von ihnen zurückgeworfen wurde.

Die Maschine kam von links. Chuck selbst hielt seinen Kurs und schaltete zunächst einmal das Radio ein. Vielleicht bekam er von dort bessere Informationen und hörte auch schon ein Gespräch zwischen dem Moderator und einem Polizeioffizier mit.

Der Polizist hatte eine kratzige Stimme. Er wollte überzeugend klingen, das schaffte er allerdings nicht. »Also, er hat überhaupt keine Chance«, erklärte er. »Wir haben ihn so eingekesselt, daß er nicht wegkommt. Die Straße ist frei. Wir ließen sie sperren. Er befindet sich allein auf der Fahrbahn…«

»Wie weit haben Sie denn abgesperrt, Sir?«

»Fast bis Cameron.«

Der Reporter staunte. »Das ist allerhand.«
»Natürlich ist es allerhand. Wir mußten es tun, denn wir wollen diesen Wahnsinnigen stoppen.«
»Der über Leichen geht, Sir?«
»Jawohl, mein Lieber, der geht über Leichen. Das ist ein abgebrühter Hund!«
»Wie recht du doch hast«, lachte Chuck. Die Worte verließen flüsternd den breiten Mund in seinem Schädel. »Wie recht du doch hast. Ich gehe über Leichen, auch über deine.«
»Sir, eine letzte Frage, bevor Sie sich wieder in den Einsatz stürzen. Wollen Sie ihn noch einmal warnen? Sie haben jetzt die Chance. Vielleicht hat er sein Radio eingeschaltet. Trucker fahren ja fast nie ohne Musik. Bitte…«
Man hörte kratzende Geräusche, dann hatte der Polizeioffizier das Mikro bekommen. »Okay, Trucker! Wenn du mich hörst, stoppe deinen Wagen, bevor wir es tun und du dein Leben verlierst. Ich verspreche dir, daß du eine faire Verhandlung bekommst. Wenn nicht, wir schaffen es, Trucker. Ja, wir schaffen es!«
»Nie!« schrie der Totenkopfträger. »Nie werdet ihr es schaffen! Das kann ich euch sagen. Ich bin stärker, ich bin stärker, ich muß es einfach sein, verdammt!«
»Und noch eine letzte Warnung, Trucker!« hörte Chuck die Stimme des Polizisten. »Wir wissen, wer du bist. Wir kennen deinen Namen jetzt. Du bist Chuck Everett. Bisher hast du dir nichts zuschulden kommen lassen und nur deinen Job getan. Sei also vernünftig. Stoppe deinen Wagen. Du wirst…«
»Verdammter Idiot!« brüllte Chuck und stellte das Radio aus. Er wollte einfach nicht mehr zuhören. Was wußte dieser Bulle denn schon von ihm und dem Teufel? Nichts! Vielleicht wollte er auch nichts wissen, denn er hatte mit keinem Wort erwähnt, daß ein Fahrer mit einem Totenschädel hinter dem Lenkrad des Trucks saß.
Dabei hatten ihm die Bullen dies sicherlich zugetragen, aber so etwas wollte er einfach nicht wissen. Das paßte ja nicht in seinen Kram hinein.
Der Fahrer lachte und schüttelte den Kopf. Sie alle würden sich wundern, auch die Typen im Hubschrauber, die schon ziemlich nahe herangekommen waren und sich mit ihm parallel bewegten.
Sie hielten die Geschwindigkeit bei, fuhren an der linken Seite, und Chuck erkannte, daß drei Personen in der Maschine hockten.
Der Pilot kümmerte sich um die Fliegerei. Die anderen beiden gaben Chuck durch Handzeichen zu verstehen, daß er stoppen sollte.
Er dachte nicht daran.
In den nächsten Sekunden kümmerte er sich nicht mehr um den Hubschrauber, sondern schaute in den Rückspiegel. Er stellte fest, daß

die beiden Wagen stark aufgeholt hatten.
Sie würden in der nächsten Minute auf seiner Höhe sein. Hinzu kam der Hubschrauber, das war natürlich die perfekte Falle. Normalerweise wäre es wohl kaum einem Trucker gelungen, aus ihr herauszukommen, aber Chuck war kein normaler Mensch.
Die Besatzung des Helikopters mußte wohl mit den Männern im Wagen in Verbindung stehen, denn der Hubschrauber tat genau das Richtige, um die Falle zuschnappen zu lassen.
Er steigerte sein Tempo und flog jetzt direkt vor dem Truck her.
Dabei sehr dicht über der Straße, als wollte er jeden Augenblick zur Landung ansetzen.
Die Fahrer der beiden Verfolgerwagen gingen nun aufs Ganze.
Der Hubschrauber hatte es ihnen vorgemacht und die Falle vorn geschlossen. Sie kamen von den Seiten.
Wie hungrige Tiere schoben sie sich näher an den Truck mit der glänzenden Silberhaut heran. Sie nahmen jetzt die gesamte Fläche der beiden großen Außenspiegel ein.
Chuck hatte richtig getippt. Seine Verfolgerwagen waren tatsächlich gepanzerte Kolosse, die als Straßensperren bei Demos verwendet wurden. Die stoppten auch einen Truck.
Aber keinen, der vom Teufel beeinflußt worden war, und in dem sich der Odem des Satans ausgebreitet hatte.
»Wir werden sehen!« flüsterte Chuck. Er konnte jetzt hinter die schräge Frontscheibe schauen und sah dort die Gesichter zweier Männer unter dunklen Helmen.
Sie hatten vorgesorgt und sich die stählernen Kopfschützer auf die Schädel gedrückt.
Auch das würde ihnen nichts nutzen.
Sie hatten den Truck in die Mitte genommen, regelrecht eingekeilt, während vor ihm der Hubschrauber mit gleichbleibender Geschwindigkeit dicht über der Fahrbahn flog.
Bisher hatten sich die Männer in den Wagen nicht gerührt. Jedes Fahrzeug war mit zwei Leuten besetzt. Durch Panzerplatten waren die rollenden Stopper verstärkt worden, und Chuck bekam das erste Zeichen von den beiden Fahrern anzuhalten.
Das geschah in dem Augenblick, als sich die Führerhäuser auf gleicher Höhe befanden und auch die Polizisten in Chucks Wagenhineinblickten. Sie mußten ihn sehen, und sie entdeckten seinen gelblichen Totenschädel, der wie angegossen auf den Schultern saß.
Auf diesen Moment hatte Everett gewartet und auch auf die Reaktionder Polizisten.
Zuerst taten sie nichts. Auf einmal zeichneten sich Überraschung und Schrecken in ihren Gesichtern ab. Chuck lachte hohl, er schaute nach

links und rechts, wobei er die Gesichter sah, die käsig geworden waren. Die Beifahrer sprachen mit ihren Kollegen am Steuer. Sie konnten es nicht begreifen und meldeten den anderen wohl, was da vorgefallen war.

Auch diese Männer schauten an ihren Kollegen vorbei und mußten den blanken Schädel sehen.

»So, das reicht!« flüsterte Everett. Er hatte sich entschlossen, die Initiative zu ergreifen, denn er wollte sehen, ob sein Wagen tatsächlich stärker als die gepanzerten der Polizei war.

Um den Hubschrauber kümmerte er sich nicht. Den wollte er sich später vornehmen, erst war der Wagen an seiner linken Seite an der Reihe.

Er fuhr sehr dicht an das Fahrzeug heran. Dabei hatte er das Lenkrad nur um eine Idee zu drehen brauchen, so schmal war der Spalt zwischen den feindlichen Wagen.

Und er bekam Kontakt.

Es war die erste Erschütterung, als beide zusammenstießen. Sie lief auch durch Everetts Truck, so daß der Mann zunächst einen gelinden Schreck bekam, aber auch die anderen schauten verdutzt.

Damit hatten sie nicht gerechnet.

Der Beifahrer reagierte als erster. Er kurbelte die Seitenscheibe nach unten. Sein Gesicht verzerrte sich, als der Fahrtwind in den Wagen schlug und er beide Arme hob.

In den Händen hielt er eine schwere Waffe. Ein Sturmgewehr, dessen Mündung er auf das Führerhaus des Trucks einvisierte. Er wollte zum letzten Mittel greifen. Ein wenig drückte er seinen Körper zurück, dann schoß er.

Fast handnah schaute Everett in das blasse Mündungsfeuer. Jede andere Scheibe wäre zertrümmert worden, und auch der dahintersitzende Mensch hätte nicht überlebt.

Chuck konnte über die Aktion nur grinsen. Das schwere Geschoß prallte gegen die Scheibe, als bestünde sie aus Panzerplatten und nicht aus Glas. Was weiter damit geschah, sah Chuck nicht. Ihn interessierte nur das Gesicht des Mannes, der geschossen hatte, denn es zeigte eine so große Überraschung, wie er sie noch nie bei einem Menschen gesehen hatte. Zusätzlich malte sich noch der Schrecken darin ab.

Der Fahrer hielt den Kurs bei. Er sprach dabei in ein Mikrofon, wahrscheinlich redete er mit seinen Kollegen im rechten Wagen.

Und die taten etwas.

Chucks Truck bekam einen heftigen Schlag mit, der seinen Truck sogar im ersten Moment erschütterte und seinen Besitzer richtig wütend werden ließ. Die anderen hatten vor, ihn in die Klemme zu nehmen und zu zerquetschen.

Sie sollten sich geirrt haben!

Chuck wurde zum Tiger. Er vertraute voll auf die Kraft des Teufels und gab seinerseits Stoff. Hart riß er das Lenkrad nach links, so daß die Reifen scharf eingeschlagen wurden.

Im nächsten Moment krachte es.

Es war ein berstender, donnernder Schlag, der den gepanzerten Polizeiwagen erwischte. Chuck hatte sich voll und ganz auf die Aktion konzentriert. Er rechnete eigentlich damit, daß auch Teile von seinem Wagen wegfliegen würden, das geschah nicht, dafür geriet der andere Wagen aus der Bahn, begann zu schlingern, und Chuck setzte noch einmal voll nach.

Wieder erwischte er den anderen mit einem gewaltigen Rammstoß. Er wunderte sich selbst darüber, daß es sein eigener Wagen schaffte, den gepanzerten zur Seite zu stoßen, als wäre dieser nicht mehr als ein kleines Spielzeug.

Plötzlich verschwand der andere. Auch Chuck reagierte nicht rechtzeitig genug. Er hatte plötzlich die Straße verlassen, holperte über den Graben und befand sich auf freiem Gelände.

An dem ersten gepanzerten Fahrzeug war er vorbei. Er sah ihn im Rückspiegel.

Und da mußte er lachen, denn das Fahrzeug stand nicht mehr im Gelände, es lag auf der Seite. Wie zum letzten Gruß drehten sich noch seine vier Räder.

Zwei Rammstöße seines Wagens hatten ausgereicht, um den Koloß zu Boden zu drücken.

Einfach sagenhaft.

Chuck war seinem Herrn und Meister so dankbar, daß er ihm ein Instrument in die Hand gegeben hatte, das selbst von einem Panzerwagen nicht gestoppt werden konnte. Und Chuck hätte jede Wette darauf angenommen, daß seinem Wagen nichts geschehen war.

In der Tat konnte er normal weiterfahren. Da gab es kein Knacken, kein Schlagen, weder ein Bersten noch Brechen oder Stöhnen von irgendwelchen Stoßdämpfern.

Er kam gut voran.

Und auch das Gelände störte ihn nicht. Buschwerk, Falten und Querrinnen im Boden, sie wurden kurzerhand von den schweren Rädern überrollt. Staubwolken stiegen in die Höhe, und Chuck erkannte, daß der zweite Wagen noch vorhanden war und deren Fahrer auch nicht aufgegeben hatte, ihn zu verfolgen.

»Dich kriege ich auch noch!« flüsterte der Trucker mit dem Totenschädel. Aber er wollte nicht darauf warten, bis der andere ihn eingeholt hatte, nein, er hatte sich etwas Besseres ausgedacht. Eine wahrlich herrliche Überraschung.

In wilder Vorfreude begann er zu grinsen, als er am Lenkrad kurbelte und eine weit geschwungene Linkskurve fuhr. Sicherlich würde sich

der Verfolgerwagen wundern oder ihn unter Umständen für lebensmüde halten, aber das war er nicht.

Sein Plan war teuflisch gut!

Er sah auch den Hubschrauber. Gelandet war die Maschine nicht.

Sie kreiste an der Stelle dicht über dem Boden, wo der erste schwere Wagen umgekippt auf der rechten Seite lag.

Der andere fuhr noch!

Er hatte jetzt sogar die Chance, dem Trucker Chuck Everett den Weg abzuschneiden.

Das tat er auch.

Aber Everett ging ihm nicht aus dem Weg, wie die beiden Polizisten vielleicht angenommen hatten. Im Gegenteil, er raste weiter.

Und dies mit Vollgas!

Es war der direkte und gerade Weg, der ihn zu seinem Ziel führte, und die beiden anderen Männer mußten schon jetzt die Absicht des Truckers ahnen.

Er wollte rammen!

Der vom Teufel beherrschte Wagen glich einem gewaltigen Ungeheuer, das sich durch nichts stoppen ließ. Vom Sonnenlicht wurde es umflutet, gleichzeitig war es eingehüllt in eine Wolke aus Staub, die von den Rädern in die Höhe gewirbelt wurde, und so kam es den anderen Männern vor wie ein mordgieriges Monster, das alles, was sich ihm in den Weg stellte, zu Boden stampfte.

Es kam darauf an, wer die besseren Nerven besaß. Chuck zählte sich dazu, denn sein Fahrzeug wurde von der urwüchsigen Kraft der Hölle gelenkt und war nicht zu besiegen.

Manchmal heulte der Motor, als wollte er ein triumphierendes Gebrüll entlassen.

Die Distanz verringerte sich. Immer näher kamen sich die beiden Wagen. Die Polizisten mußten sich jetzt entscheiden, ob sie ausweichen wollten.

Der Beifahrer hatte das Fenster nach unten gekurbelt und sich mit seinem Gewehr in Anschlag aus der offenen Luke gebeugt. Dabei zog er laufend den Abzug durch.

Er feuerte, was seine Waffe hergab, traf auch und setzte die Kugeln ebenfalls in das häßliche Gesicht des Teufels, dessen Fratze sich innerhalb des schimmernden Kühlergrills zeigte.

Die Geschosse taten dem Wagen nichts. Sie prallten ab, als hätte der Mann mit Murmeln geworfen.

Und das merkte er auch.

Es war zu erkennen, wie sich sein Gesicht zu einem regelrechten Schrei verzog, er wieder in den Wagen tauchte, auf seinen Kollegen einsprach, der heftig nickte und das Lenkrad mit verzweifelten Bewegungen herumriß.

Es war eine verdammt heiße Sache, und sie wurde fast im letzten Augenblick durchgeführt.

Aber nur fast.

Eine Kollision war nicht mehr zu vermeiden. Zwar kam der Polizeiwagen noch halb herum, so daß es zu keinem Volltreffer mehr kam, mehr schaffte er allerdings nicht.

Beide Wagen stießen mit den Seiten zusammen, und durch beide Fahrzeuge peitschten die Erschütterungen.

Den Panzerwagen erwischte es hart. Innerhalb der wirbelnden Staubwolken erkannte Chuck Everett, wie das schwere Fahrzeug in die Höhe gewuchtet wurde, plötzlich auf zwei Rädern stand und so aussah, als würde es nach hinten kippen.

Ob der gepanzerte Wagen tatsächlich fiel, war nicht festzustellen, denn Chuck raste schon weiter. Im ersten Augenblick durchströmte eine selten gekannte Freude sein Inneres, dann wunderte er sich plötzlich, daß er noch so normal fahren konnte.

Auch sein Truck mußte einiges abbekommen haben, da mußte eigentlich Metall verbogen sein, vielleicht standen auch Räder schief oder waren Achsen angebrochen.

Nichts davon traf zu.

Völlig normal rollte der Wagen weiter, und wieder fiel Chuck Everett Satans Versprechen ein.

Ein Rammbock!

Jawohl, das war Satans Rammbock. Ein unüberwindliches Hindernis. Nicht nur auf der normalen Straße, auch im Gelände gab es nichts, was diesen Wagen stoppen konnte.

Und wieder steigerte sich das Glücksgefühl. Jetzt endlich war der Durchbruch erreicht. Chuck Everett würde es ihnen zeigen. Er würde es allen zeigen, dem Staat, der Nation, der gesamten Welt. Er und sein Truck waren unüberwindlich. Wer sollte sie jetzt noch aufhalten? Niemand auf der Welt – niemand…

Auch kein Hubschrauber!

Chuck fiel ein, daß der noch existierte. Er hörte ihn auch. Sein Motor und das Klatschen der Rotorenblätter übertönten das Brummen des eigenen Trucks.

Wie er die Bullen einschätzte, würden sie nicht aufgeben, ihn zu jagen. Und mit einem Hubschrauber schätzten sie ihre Chancen bestimmt besser ein als im gepanzerten Truck. Da konnten sie wie ein Raubvogel aus der Höhe herabstoßen.

Er wollte sich dem Hubschrauber stellen, auch wenn der andere beweglicher war.

Chuck vertraute voll und ganz auf seinen Wagen. Mit beiden Händen streichelte er über das Lenkrad wie über den Körper einer Frau. »Ja, du bist es!« hauchte er. »Du bist mein Schutzpatron, mein Schutzengel

aus Stahl und Eisen…«

Durch das Selbstgespräch hatte er nicht so sehr darauf geachtet, wo er hingefahren war. Deshalb überraschte es ihn, daß er den Rand der Straße schon vor sich auftauchen sah.

Dort wollte er nicht hin. Wenn er sich den anderen schon stellte, dann im freien Gelände. Waren da auch Hindernisse, sie kümmerten ihn nicht.

Satans Rammbock schaffte alles!

Wieder drehte er das Lenkrad nach links, um den schweren Wagen in eine Kurve zu lenken. Die Staubwolken waren so hoch wie ein Haus, und aus ihnen schob sich der Wagen hervor, um in die Richtung zu fahren, aus der er Sekunden zuvor noch gekommen war.

Es gelang ihm sogar, einen freien Blick nach vorn zu bekommen, und er sah die Folgen seiner Amokfahrt.

Die beiden Panzerwagen waren umgekippt. Vier Männer Besatzung hatten sie gehabt. Alle vier hatten sich retten können. Der letzte kletterte soeben noch aus dem Wagen. Ein Kollege half ihm dabei.

Die anderen Polizisten hatten sich hinter ihrem Fahrzeug mit schußbereiten Waffen verschanzt. Die Mündungen ihrer Gewehre zeichneten den Weg des Trucks genau nach.

Darum kümmerte sich der Mann mit dem Totenschädel nicht.

Zwar blitzte es vor den Gewehren auf, die Kugeln trafen auch seinen Wagen, aber sie taten ihm nichts, und so konnte er sich auf den Hubschrauber konzentrieren, der wie ein böses, lauerndes Rieseninsekt in der Luft stand und angriffbereit war.

Chuck schaute sich die Maschine genauer an. Es war ein für den Krisenfall gerüsteter Hubschrauber, der mit Maschinengewehren ausgerüstet war und zwischen Bauch und Kufen vier seltsame, an Zigarren erinnernde Stummel besaß, die fahl glänzten.

Es waren Raketen!

Sie griffen also zum letzten Mittel.

»Okay, Freunde, okay!« flüsterte Chuck. »Jetzt lassen wir es darauf ankommen!«

Er warf einen höheren Gang rein und fuhr direkt auf den Hubschrauber zu.

Der Kampf zwischen den beiden unterschiedlichen Gegnern begann!

***

Professor Prescott hatte mich bis zum Beginn der Operation in einen Warteraum verfrachtet. Natürlich war ich nervös. Zwar luden mehrere Sessel zum Sitzen ein, zudem gab es auch Getränke, aber ich wollte nichts. Nicht einmal mich hinsetzen. Ich blieb in Bewegung und ging im Raum auf und ab.

Ein paarmal mußte ich mir die Kehle freiräuspern, und neben der

kleinen offenen Bar stand ein Aschenbecher. Ich zündete mir eine Zigarette an, blies den ersten Rauch aus und schaute dabei aus dem Fenster. Mein Blick fiel auf den Golfplatz. Drei Spieler sah ich. Hier konnte man auch im Winter spielen. Es war sogar angenehm, da die verdammte Kälte nicht so drückte.

Wieder dachte ich an Jane. Sie stand möglicherweise von der alles entscheidenden Situation ihres Lebens. Wenn die Operation klappte, gab es für sie vielleicht einen neuen Anfang.

Lief es schief… ich hob die Schultern, weil ich daran nicht mehr denken wollte.

Wieder drehte ich meine Runden. Schaute öfter als gewöhnlich auf die Uhr und stellte fest, daß die Zeit überhaupt nicht vorbeiging.

Ich wünschte mir so sehr, daß schon alles hinter mir läge, aber so weit war es leider nicht.

Noch mußte ich warten…

Von einer Zeit hatte der Professor nicht gesprochen. Ich war auch kein Mediziner und wußte deshalb nicht, wie lange ich noch warten mußte.

Ich hoffte stark, daß sie bald vorbei war.

Mit stampfenden Bewegungen drückte ich die Zigarette aus und schielte auf eine Bourbonflasche. Sollte ich einen Schluck nehmen?

Ja, verdammt, den brauchte ich jetzt.

Fingerbreit goß ich Whisky in ein bereitstehendes Glas und leerte es mit einem Zug. Das Glas hatte ich noch nicht abgesetzt, als sich die Tür öffnete und jemand erschien.

Es war nicht der Professor.

Er hatte eine seiner Mitarbeiterinnen geschickt, eine dunkelhäutige Krankenschwester, die mich breit und mit blitzenden Zähnen anlächelte. Sie trug bereits die grüne OP-Kleidung. Ihr dunkles Haar war unter einer Haube verborgen.

»Darf ich Sie bitten, mitzukommen, Sir?« fragte sie mich sehr höflich.

»Natürlich, gern.«

Während ich auf sie zuging, schaute sie mich an. »Sie müssen sich natürlich umziehen«, erklärte sie. »In der normalen Kleidung dürfen Sie nicht in den OP.«

»Das ist mir bekannt.«

»Ich werde Sie in die Kleiderkammer begleiten.«

»Danke, sehr nett.«

Wir schritten durch den Flur und erreichten schon nach wenigen Schritten den OP-Bereich. Eine Tür mit undurchsichtigen Milchglasscheiben trennte ihn von den übrigen Bereichen.

Die Schwester hielt mir die Tür auf. Ich ging dankbar nickend an ihr vorbei, wurde in einen kleinen Raum geschafft, in dem die Kleidung schon für mich bereitlag.

Als ich mich darüber wunderte, daß die Schwester mit mir den Raum betrat, lachte sie leise. »Es ist Vorschrift, Sir. Ich muß mich davon überzeugen, daß Sie die Kleidung auch korrekt anlegen, Sir.«

»Ja, meinetwegen.«

»Außerdem schaue ich Ihnen schon nichts weg!« fügte sie noch lächelnd und unbefangen hinzu.

Bill hätte gesagt, da ist auch nichts wegzuschauen, aber lassen wir das.

In Unterhosen kam ich mir schon ziemlich deplaziert vor, aber die Schwester hatte überhaupt keinen Blick für mich, sie starrte die Waffen an, die ich abgelegt hatte. Ich stieg in die Hose und sprach die Schwester erst dann an.

»Wie heißen Sie eigentlich?«

»Mara, Sir. Ich bin hier die Erste OP-Schwester.« Sie antwortete automatisch und deutete dabei auf die Beretta und die silberne Banane, auch Bumerang genannt. »Was wollen Sie denn damit?«

»Ich nehme sie mit.«

»In den OP?«

»Ja, wo sonst hin?«

Ihr erstaunter Blick traf mich. Sie hatte herrliche, große Augen.

»Aber das geht doch nicht, Sir. Sie können doch nicht bewaffnet einen Operationsraum betreten.«

»Das muß ich aber, liebe Mara. Es gibt für mich leider keine andere Möglichkeit.«

Sie hob die Schultern. »So etwas habe ich noch nicht erlebt. Nein, das ist…«

»Seien Sie versichert, daß ich die Waffen nur im äußersten Notfall einsetzen werde. Vielleicht hat es sich schon bis zu Ihnen herumgesprochen, dies hier kann man nicht als eine normale Operation bezeichnen. Es steht viel mehr auf dem Spiel.«

»Das weiß ich. Aber die Waffen.«

»Nehme ich mit«, erwiderte ich entschieden, so daß sie es nicht wagte, Widerspruch einzulegen.

Die Hose hatte ich angezogen. Jetzt griff ich nach der grünen OP-Jacke und streifte sie über. Sie wurde im Rücken zugeknöpft.

Schwester Mara übernahm die Aufgabe, damit ich mir nicht meine Arme zu verrenken brauchte.

»Trotzdem, Sir, muß ich den Professor informieren.«

»Worüber?«

»Daß Sie Ihre Waffen mitgenommen haben. Es gibt gewisse Vorschriften, wenn Sie verstehen.«

»Ja, tun Sie das.«

Mara war fertig. Ich bekam noch meine Haube aufgesetzt. Fast alle Haare verschwanden darunter. Handschuhe zog man mir ebenfalls an,

und so konnte ich den Umkleideraum verlassen und endlich dorthin gehen, wo sich in naher Zukunft alles entscheiden sollte.

Sehr weit hatten wir nicht zu laufen. Die Umgebung veränderte sich. Nichts mehr erinnerte an den Luxus der normalen Einrichtung und der Zimmer. Hier sah es aus wie in jedem anderen Krankenhaus. Grüne Kacheln an den Wänden, auch der Boden war gefliest.

Kaltes Leuchtstoff röhrenlicht strahlte nach unten, und unsere Schritte erzeugten hohle Echos.

Vor einer großen Tür blieben wir stehen.

»Moment«, sagte Mara, »ich schaue mal nach.« Sie öffnete die Tür und streckte den Kopf nach drinnen. Ich hörte sie nach dem Professor rufen, und der kam auch bald. Den Mundschutz hatte er noch nicht umgelegt. Sein Gesicht zeigte einen unwilligen Ausdruck.

»Was ist denn noch, Mara?«

Ich übernahm die Antwort und erklärte es, daß es um meine Waffen ging, die ich mitgenommen hatte.

Auch Prescott schluckte. »Das kann ich nicht zulassen.«

»Ich muß sie bei mir wissen!«

»Sie können keine Schießerei in einem OP-Raum anfangen, Mr. Sinclair. Wo denken Sie hin?«

»Ich habe so etwas auch nicht vor. Nur will ich für den Notfall gerüstet sein, wenn Sie verstehen.«

»Notfall?« Er lächelte schief und auch ein wenig überheblich. »Da werde ich wohl am besten wissen, was da gut für den Patienten ist oder nicht.«

»Das mag sein, Professor, aber einen solchen Notfall habe ich nicht gemeint. Mir geht es um etwas anderes. Ich kann es Ihnen jetzt nicht erklären, aber vertrauen Sie mir.«

Er schaute mich prüfend und nachdenklich an. Dann atmete er seufzend. »Ich hätte nie gedacht, daß mir so etwas je widerfahren wird. Seit ich Sie kennengelernt habe, ist alles anders geworden. Sie, Ihre Freunde und diese Patientin scheinen tatsächlich etwas Besonderes zu sein. Also stimme ich zu. Sie können Ihre Waffen behalten.«

»Danke, Professor.«

Er nickte und drehte sich um. »So, Schwester Mara, geben Sie Mr. Sinclair den Mundschutz.«

»Sehr wohl, Sir.«

Wir betraten den fensterlosen Vorraum. Er besaß kein Fenster.

Auch hier strahlte das kalte Licht. Ich sah die Fliesen und auch die drei weiteren Ärzte, die wie Vermummte wirkten und aus einer anderen Welt zu stammen schienen.

Für mich lag das Mundtuch bereit. Zuvor mußte ich die dünnen Handschuhe überstreifen.

Mara band das Tuch in meinem Nacken zusammen. Ich schaute derweil auf die große Tür, die zum eigentlichen Operationsraum führte und noch geschlossen war.

In meinem Magen hatte sich ein beklemmender Druck ausgebreitet. Ich hatte fast das Gefühl, selbst auf dem Tisch zu liegen. Ein paarmal schluckte ich. Auch der Hals war trocken geworden.

Automatisch öffnete sich die Tür zum OP-Saal. Ich ließ den Ärzten den Vortritt, auch Mara ging an mir vorbei. Über den Rand des Mundtuches hinweg warf sie mir einen beruhigenden Blick zu.

Anscheinend hatte sie etwas von meiner inneren Nervosität gespürt.

Als letzter betrat ich den großen und durch helle Lampen ausgeleuchteten OP mit den grünen Kacheln. Hinter mir fiel die Tür zu.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, in einem modernen Folterlabor zu stehen, wenn ich all die blitzenden und gefährlich aussehenden Instrumente sah, die auf den kleinen fahrbaren Wagen lagen.

Und Jane sah ich.

Sie lag wie tot auf dem OP-Tisch, trug ein weites Hemd und war durch Schläuche mit allerlei Geräten verbunden. Man hatte ihr bereits eine Narkose verabreicht. Der dafür verantwortliche Anästhesist stand neben dem OP-Tisch und beobachtete die Instrumente.

Professor Prescott übernahm das Kommando. Gesprochen wurdenicht. Dieses Team verstand sich blind. Jeder hatte seinen Platz eingenommen. Mir gab er durch Zeichen zu verstehen, daß ich mich so weit wie möglich entfernt von ihnen aufbauen sollte.

Das tat ich auch.

Mein Blickwinkel war relativ günstig. Es kam darauf an, wie sich die anderen bewegten. Wenn sie hin und wieder zur Seite gingen, konnte ich einen freien Blick auf Janes Gesicht erhaschen.

Schwester Mara rollte den fahrbaren Wagen mit den keimfreien und blitzenden Instrumenten heran.

Prescott nickte.

Es war das Zeichen, daß die Operation begann, und mein Blick fiel dabei auf ein Glasgefäß, in dem, durch Schläuche mit Apparaten verbunden, das lag, was Jane ein weiteres Leben garantieren sollte.

Ein Herz aus Aluminium!

Ich hatte es gesehen, schaute weg, dann wieder hin und konnte es kaum glauben, daß dieses künstliche Ding das wichtigste Organ des Menschen überhaupt ersetzen sollte.

Doch Jane war nicht die erste, der ein solcher Apparat eingepflanzt werden sollte.

Kaum hatte ich daran gedacht, als die ersten behandschuhten Hände nach den Instrumenten griffen, die von Schwester Mara gereicht wurden.

Die Operation begann. Und das Schicksal der Jane Collins lag in den Händen weniger Ärzte…

***

Bill und Suko hatten einen Aufenthaltsraum gefunden, den man auch als Wintergarten bezeichnen konnte. Dort saßen sie zwischen hohen Palmen an einem runden Tisch, hatten Gläser mit Longdrinks vor sich stehen und schauten immer wieder auf ihre Uhren.

Bill häufiger als Suko, und der Chinese sprach den Reporter auch darauf an. »Du bist verflixt nervös, Junge!«

»Ist das ein Wunder?«

»Natürlich nicht, aber ändern kannst du daran nichts. Tut mir leid.«

Bill winkte ab. »Ach, hör auf!« Wieder blickte er auf seine Uhr.

»Jetzt haben sie bestimmt schon begonnen.«

»Möglich.«

Bill beugte sich ver. »Ich wäre am liebsten dabei.«

»John reicht aus«, erwiderte Suko.

»Und wenn was schiefgeht?«

»Ist es nicht unsere Schuld, Bill. Wir haben getan, was wir konnten. Mehr war einfach nicht drin.« Der Inspektor lächelte. »Du kommst mir so vor wie bei der Geburt deines Sohnes.«

»Das ist fast noch schlimmer hier.«

»Take it easy, alter Junge, auch das geht vorbei.«

Der Reporter nahm einen Schluck. »Wenn ich nur wüßte, was alles schiefgehen kann«, murmelte er. »Leider habe ich zu wenig Ahnung von medizinischen Dingen…«

»Zum Glück«, unterbrach Suko den Freund. »Außerdem ist die medizinische Seite nicht so wichtig, die magische ist viel interessanter. Meines Erachtens ist die Magie hier stärker vertreten als die reine Wissenschaft. Verlaß dich darauf.«

»Und unsere Gegner?«

»Haben sich bisher nicht blicken lassen.«

»Ob das so bleibt?« Bill war sehr skeptisch und verdrehte die Augen, weil er den Mann ankommen sah, dem sie schon einmal im Park begegnet waren. Noch immer trug er sein Radio bei sich und hatte den Apparat auch eingeschaltet.

Als er die beiden Männer entdeckte, änderte er seine Gangrichtung und kam auf sie zu.

»Darf ich mich setzen?«

»Bitte«, sagte Suko, weil er nicht unhöflich sein wollte.

Der Mann nahm Platz und stellte sein Radio auf den Tisch zwischen die beiden Gläser. Er war ein Mensch, der seine besten Jahre schon hinter sich hatte. Sein Gesicht zeigte eine Bräune, die von einem Solarium stammen konnte, die grauen Augen blickten kalt.

Diesem Typ schien überhaupt nichts Freude zu bereiten.
»Sie haben ihn noch immer nicht«, sagte er.
»Wen?« fragte Bill.
»Diesen verdammten Amokfahrer. Er rast weiterhin durch die Gegend. Schlimm ist das. Ich sah auch den Hubschrauber kreisen.«
»Der wird ihn schon stoppen«, meinte Suko.
»Weiß ich nicht.« Der Mann hob die Schultern. »Die letzten Nachrichten hörten sich nicht so an.«
Bill verengte die Augen. »Wie meinen Sie das?«
»Die Polizei tut alles, um ihn aufzuhalten. Doch es scheint, als wäre der Kerl mit dem Teufel im Bunde.«
Bill Conolly gab es einen Stich, als er die letzten Worte hörte. Mit dem Teufel im Bunde! Sollte das ein böses Omen sein?
»Ach so«, sagte der Besucher, »ich möchte mich noch vorstellen. Ich heiße Al Trunk.«
Auch Bill und Suko nannten ihre Namen, wobei Trunk fragte, woher sie kämen.
»Aus England.«
»Das ist gut. Ich habe öfter in London zu tun gehabt. Mir gefällt die Stadt nicht. Ist alles so eng. Hier in Texas haben wir die Weite, wenn Sie verstehen.«
»Natürlich.«
»Und welche Beschwerden haben Sie?«
Suko gab die Antwort. »Ach, wissen Sie, eigentlich gar keine. Wir wollten nur ausspannen, die letzten Monate waren doch sehr anstrengend gewesen, und wir haben uns hart abstrampeln müssen.«
AI Trunk nickte. »Da sagen Sie was. Aber wer hat das nicht? Mir geht es ebenso. Ich sage Ihnen«, er beugte sich vor. »Während der Carter-Ära habe ich ein Vermögen eingebüßt. Dieser Mann war ja…«
Trunk kam zum Glück nicht mehr dazu, seine Meinung kundzugeben, denn die Stimme des Radiosprechers ließ ihn verstummen.
Auch Bill und Suko hörten gespannt zu.
Es begann mit einem Hammer. »Die Polizei hat es nicht geschafft. Im Gegenteil, liebe Hörer, der Amokfahrer ist bisher stärker gewesen und hat die normale Straße verlassen. Bei uns laufen die Telefone heiß, man rotiert, aber man kann ihn nicht stoppen. Warten Sie, liebe Zuhörer, soeben trifft die neueste Meldung über den Wahnsinnigen ein.«
AI Trunk deutete auf das Radio. Sein Finger zuckte dabei von einem Lautsprecher zum anderen. »Da, jetzt werden Sie es hören. Spitzen Sie die Ohren. Sie werden sich wundern. Sie werden…«
»Schon gut«, unterbrach Bill den Mann mit ärgerlicher Stimme.
»Es ist schon gut.«
Sie lauschten. Aus den Lautsprechern drangen Geräusche. Im

Hintergrund hörten sie die Stimme des Reporters, aber sie verstanden nicht, was er sagte und mit wem er sprach.

Wahrscheinlich redete er mit irgendwelchen Mitarbeitern oder Leuten von der Polizei.

Trunk hockte steif vor den beiden Freunden. Hin und wieder nickte er, als wollte er seine eigenen Gedanken bestätigen.

Und schon war der Sprecher wieder da. Seine Stimme klang aufgeregt. So etwas hatte er, der Moderator dieser kleinen Station, noch nicht mitgemacht.

»Es ist nicht zu fassen, liebe Zuhörer. Der Amokfahrer kann nicht gestoppt werden. Soeben habe ich die Nachricht bekommen, daß er zwei Panzerwagen ausgeschaltet hat. Jawohl, zwei Panzerwagen der Polizei. Das ist noch nie dagewesen. Auch wenn es ein Truck ist, aber Panzerwagen sind einfach stärker. Bleiben Sie dran, ich melde mich gleich wieder. Unser Mann draußen in der Polizeistation wird mir die neuesten Dinge berichten. Warten Sie. Warten Sie unbedingt!«

Musik erklang. Und zwar das Lied vom Tod. Es paßte so richtig in diese Reportage.

Trunk war blaß geworden. »Das ist ein Ding!« hauchte er. »Das ist ja schon Wahnsinn. Ich selbst habe eine Spedition. Für mich fahren 50 Trucker. Ich kenne die Fahrzeuge. Die schaffen es niemals, einen Panzerwagen umzuwerfen. Oder was meinen Sie?«

Bill und Suko gaben ihm durch ihr Nicken recht. Auch für sie war es unbegreiflich. Ohne daß sie beide darüber gesprochen hatten, spürten sie ein ungutes Gefühl. Noch hatten sie keinen Beweis, aber dieser Amokfahrer konnte für sie zu einer Gefahr heranwachsen, auch für Jane Collins…

Die Musik verstummte. Sofort danach meldete sich der Sprecher wieder. Seine Stimme klang jetzt ruhiger, als würde er sich von einer Beerdigung melden. »Sie werden es nicht glauben, liebe Zuhörer, aber es ist etwas geschehen, das uns Rätsel aufgibt. Dieser Truck und sein Fahrer müssen mit dem Leibhaftigen im Bunde stehen. Zeugen haben berichtet, und das waren Polizisten aus den gepanzerten Wagen, die sich mit ihrer Dienststelle in Verbindung gesetzt haben, daß sie auf dem Kühlergrill des Trucks das Abbild des Teufels gesehen haben. Jawohl, die Fratze des Satans!«

»Oahhh…« Diesen Laut hatte AI Trunk ausgestoßen. Er hob die Hände und preßte sie gegen die Wangen. Dabei wollte er noch Suko und Bill ansprechen, doch die beiden hielt nichts mehr auf ihren Stühlen. Synchron sprangen sie hoch und eilten mit langen Schritten aus dem Wintergarten. Erst als sie sich außer Hörweite befanden, blieben sie stehen, um flüsternd zu beraten.

Suko war bleich geworden. Auf Bills Gesicht lag eine Gänsehaut, und seine Stimme zitterte, als er hauchte: »Also doch, ich habe es geahnt.

Asmodis, er gibt nicht auf. Verdammt, Suko, was sagst du dazu?«

Durch die Nasenlöcher holte der Inspektor Luft. »Nichts, vorerst«, gab er zu. »Aber wenn keiner diesen teuflischen Amokfahrer stoppen kann, sollten wir es versuchen.«

»Ja, ja«, gab auch Bill Conolly zu. »Und wie willst du das anstellen?«

»Das, mein lieber Bill, weiß ich nicht…«

***

Obwohl die Strahler in der runden, über dem OP-Tisch stehenden Lampe brannten, war es nicht warm. Dennoch schwitzte ich. Es war die innere Erregung, die mich so handeln ließ. Ich stand nahe der Wand, rührte mich nicht und merkte nur, daß der Schweiß auf meiner Stirn immer mehr wurde und auch die Haut an den Wangen nicht verschonte, so daß mein Mundtuch schon bald festklebte.

Es war furchtbar, hier zu stehen, sich nicht zu rühren, um andere nicht zu stören.

Aber ich wollte durchhalten, ja, ich mußte durchhalten!

Von Jane sah ich nichts. Die anderen Ärzte verdeckten mir die Sicht. Hin und wieder traf mich ein kurzer Blick der Schwester. Ob es gut oder schlecht um Jane stand, konnte ich ihrem Augenausdruck leider nicht entnehmen.

Ich hoffte auf das Positive.

Es wurde nur wenig gesprochen. Und wenn, dann waren es knappe Anordnungen, die der Professor gab und die unter dem Mundtuch unnatürlich dumpf klangen.

»Ja, John Sinclair, so ist das!«

Ich hatte das Gefühl, einen Tritt erhalten zu haben, denn die Stimme, die zu mir gesprochen hatte, gehörte keinem aus dem OP-Team, obwohl ich sie kannte.

Ein alter Bekannter hatte mich angesprochen. Aus dem Unsichtbaren her, und ich hauchte seinen Namen.

»Asmodis!«

»Genau, Sinclair, genau. Ich bin es, und ich freue mich, daß wir wieder aufeinander treffen. Hast du damit gerechnet?«

»Ja.«

»Das ist gut. Ich wollte dir nur sagen, daß ich nicht aus dem Rennen bin. Noch längst nicht. Ihr habt versucht, die Reise geschickt zu verbergen, aber mir kann man so leicht nichts vormachen, das kann ich euch versprechen. Ich bin da, und ich werde eingreifen. Du weißt ja, der Würfel des Unheils gehört mir. Mir allein, Sinclair…«

Das waren seine letzten Worte, danach vernahm ich nur mehr die Stimmen der Ärzte.

Hatte ich in der vorherigen Zeit nur mehr eine gewisse Beklemmung gespürt, so änderte sich dies nun. Aus der Beklemmung wurde eine

fast würgende Angst.

Der Teufel hatte es also geschafft. Er war da, und er würde angreifen.

Aber wie?

Ich wußte es nicht, und dieses Nichtwissen machte mich fast wahnsinnig. In diesem Augenblick sanken Janes Chancen dem Nullpunkt entgegen…

ENDE des ersten Teils